



Inhalt: Schiller's Liebe und Freundschaft. Historische Novelle von Max Ring. (Fortsetzung.) V-VII (mit Illustration von Vinc. St. Verche). — Der Handschuh, von Jeanne Marie von Gabelle. Georgens. — Ein Kind des Glücks, von Neumann-Strela (mit Illustration von J. Watter). — Die arme alte Frau, von Maurus Köfal. — Der Blumengarten am Genserser, von Marie Giese. — Ueber populäre Medicin. (Fortsetzung). — Frühlingsgespräche, von Rojewthal-Vonin. — Schach-Aufgabe. Nr. IV. — Nebus. — Räthsel. — Aufösungen des Räthfels, Nebus und der Schach-Aufgabe Seite 122. — Correspondenz.

Schiller's Liebe und Freundschaft.

Historische Novelle von Max Ring.
(Fortsetzung.)

V.
Die Schwestern.

Einige Wochen später wanderten an einem milden Frühlingsabend die beiden Schwestern von Lengeseid von ihrer Wohnung in Rudolstadt auf dem Wege nach dem nahen Dorfe Volkstätt, wo Schiller bei dem Cantor des Ortes durch Lotte's Fürsorge ein passendes Unterkommen gefunden hatte.

Die Landschaft trug den Charakter anmuthiger Lieblichkeit; grüne Hügel und sanft aufsteigende Berglehnen, mit blühenden Obstbäumen bepflanzt, bildeten den malerischen Vordergrund, während in der Ferne die Höhenzüge des Thüringer Waldes mit ihren frischen Laubwäldern und dunklen Tannen emporsragten, mattenhaft beleuchtet von dem goldenen Abendlicht.

Durch das blühende Thal der Saale schlängelte sich in sanften Windungen der Silberstreif des Flusses zwischen fastig frischen Wiesen. Aus einer mit schimmerndem Moos bedeckten Felsenschlucht ergoß sich ein wildromantischer Waldbach, über den eine hölzerne Brücke führte.

Auf dieser Stelle blieben die Schwestern einige Augenblicke stehn und blickten erwartungsvoll nach dem jenseitigen Ufer, wo sich zwischen einer Gruppe prachtvoller Schwarzpappeln ein schattiger Fußpfad hinzog.

„Wo nur Schiller wieder bleibt?“ sagte die ältere Karoline mit sichtlicher Ungeduld. „Er hat doch versprochen, sich pünktlich einzufinden.“

„Wenn er nur nicht wieder krank geworden ist,“ versetzte Lotte besorgt.

„Eher glaube ich, daß er durch eine Arbeit verhindert wird. Er strengt sich viel zu viel an.“

„Es ist wirklich traurig, daß ein solcher Geist für das tägliche Brod arbeiten muß. Ich wünschte unserem Freunde eine gesicherte Lebensstellung, die ihm gestattet, den Eingebungen seines Genies, befreit von jeder irdischen Sorge und ungehindert zu folgen.“

„Das dürfte nicht so leicht sein,“ entgegnete Karoline. „Er selbst denkt noch immer daran, sich um eine Professur in Jena zu bewerben.“

„Damit wird ihm wenig geholfen sein, da er auf eine Besoldung nicht rechnen kann. Außerdem fürchte ich, daß die strenge Wissenschaft ihn der Poesie entfremden möchte.“

„Der Meinung bin ich nicht. Ich glaube gerade umgekehrt, daß ihm vor Allem ein fester Beruf Noth thut und ihm einen sichern Halt geben wird. Gerade ein ernstes Studium muß nach meiner Meinung vortheilhaft auf den Dichter wirken.“

„Und ich kann mir nicht den Dichter ohne Freiheit denken. Außerdem,“ setzte sie zögernd hinzu, „gestehe ich Dir aufrichtig,

daß ich in dieser Hinsicht etwas Egoistin bin und den Umgang mit Schiller nicht gern entbehren möchte. Wenn er Professor ist, wird er schwerlich die nöthige Zeit haben, um wieder einen ganzen Sommer mit uns hier zu verleben.“

„Sieh, sieh!“ drohte Karoline scherzend. „Das habe ich gar nicht geglaubt, daß sich die Weisheit so lebhaft für unsere Dichter interessiert.“

„Als wenn es der Bequemlichkeit anders mit ihm ginge. Auch Du wirst ihn schwer vermissen, wenn er uns verlassen sollte.“

„Aber trotzdem liegt mir vor Allem das Glück und die Zukunft meiner Freunde und auch Schiller's am Herzen. Deshalb wünsche ich, daß er sich zur Professur entschließt; das Uebrige wird sich finden, dafür laß uns Frauen sorgen. Ich habe allerlei

abredeten Stelle erblickte. Nachdem er sie begrüßt und sich wegen der Verspätung durch eine unausschiebbare Arbeit entschuldigt hatte, ließ er sich an ihrer Seite auf dem grünen Rasen nieder, indem er aus der Tasche seines langen Rockes das Manuscript „des Geistersehers“ zog, auf dessen Vorlesung die Schwestern im hohen Grade gespannt waren.

Mit athemloser Aufmerksamkeit verfolgten Beide den Gang der interessanten Erzählung, gefesselt von der dramatischen Lebendigkeit der Handlung, dem geheimnißvollen Zauber der abenteuerlichen Begebenheit und der scharfen Zeichnung der seltsamen und doch so poetischen Charaktere.

Nur selten unterbrachen sie durch eine beifällige Bemerkung oder durch eine Frage, die ihren innigen Antheil und ihr feines Verständniß bekundete, die Mittheilungen des Dichters. Erst als er geendet hatte und Schiller sie aufforderte, ihre Meinung über seine neueste Arbeit, auf die er selbst keinen besonders großen Werth legte, offen auszusprechen, kamen die Schwestern seinem Wunsche nach.

Während Lotte mit weiblichem Instinkt in der schönen „Griechin“ des Romans ein lebendes und Schiller nur zu gut bekanntes Original ahnte, verschwieg ihm Karoline nicht, daß sie seinen andern Arbeiten und vor allen seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, aus der er ihr einige Bruchstücke mitgetheilt hatte, den Vorzug gebe, indem sie zugleich überhaupt die Geschichte über den Roman zu setzen schien.

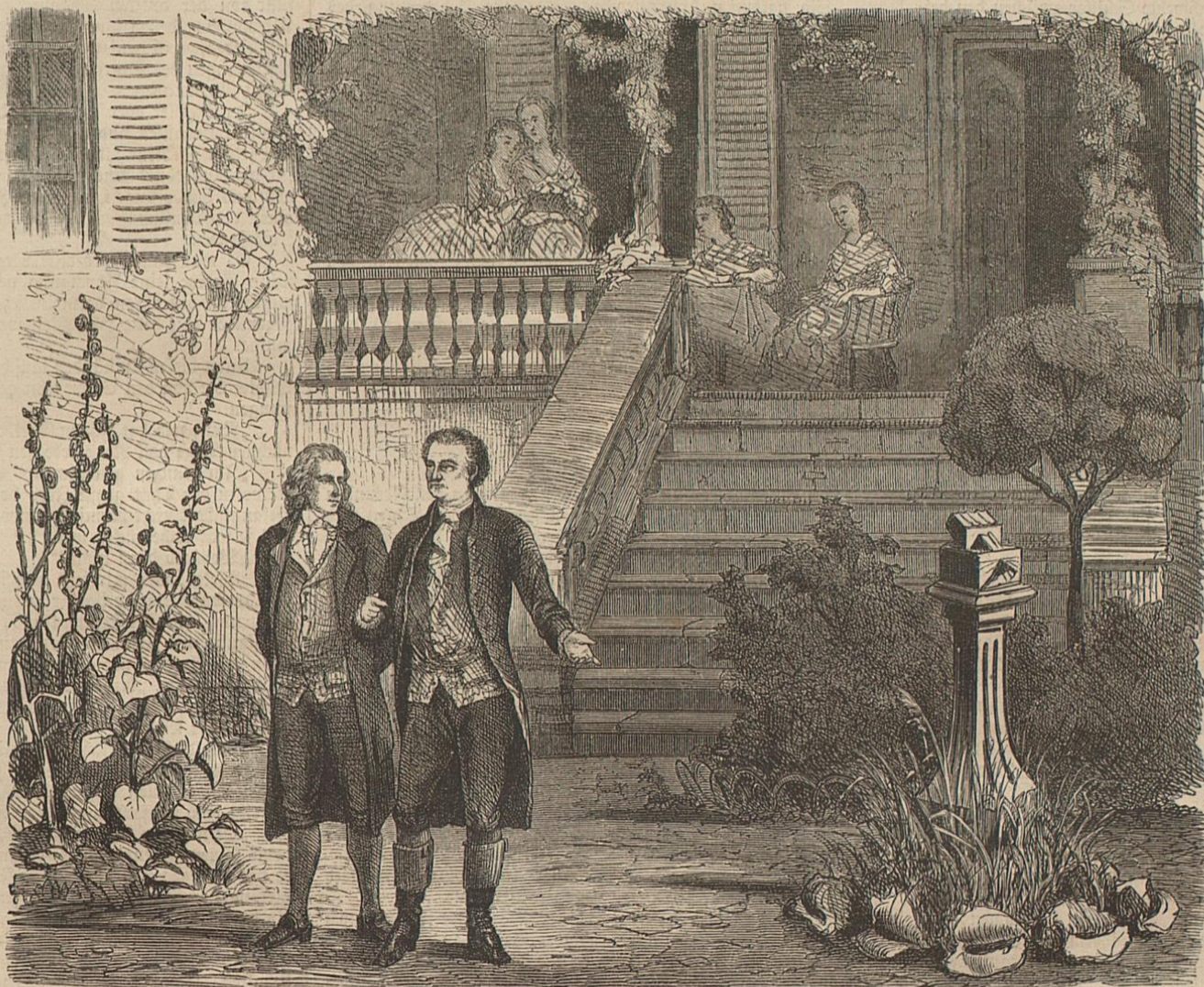
Schiller stimmte zum Theil der geistreichen Freundin bei, während er andererseits gegen sie die freie Dichtung in Schutz zu nehmen suchte, indem er auf die nicht seltenen Unzuverlässigkeit und Lückenhaftigkeit der Geschichte hinwies.

„Mir dünkt,“ sagte Karoline, „die Geschichte wird noch kein Roman, wenn auch einige Züge falsch sind. Die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr, und eine große Seele versteht ihren Geist noch in der Ferne. Im Anschauen wahrer Begebenheiten schwebt doch immer der Seele ein großer Ring vor; sie wird in den Strom der Ereignisse geflochten und in ferne Zeiten gezogen.“

„Was Sie von der Geschichte sagen,“ entgegnete Schiller, „ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen muß, nicht eben so vielen Werth hat, als die historische.“

„Wie selten aber findet man in der Kunst die Wahrheit, während sie in der Geschichte uns fast auf jeder Seite entgegenpringt.“

„Um so größer ist der Werth der ersteren. Daß ein Mensch



Schiller's Liebe und Freundschaft. Zeichnung von Vinc. St. Verche.

„Die beiden Dichter gingen nebeneinander auf und nieder, während die Blicke der Damen den Promentrenden aufmerksam folgten.“

Pläne, über die ich brüte. Der Großherzog muß für Schiller eine Pension bewilligen, oder der Coadjutor Dalberg in Erfurt Etwas für ihn thun. Vor Allem aber verspreche ich mir das Beste von Goethe, wenn er erst aus Italien zurückkehrt. Er soll Schiller bei uns kennen lernen und wird sich gewiß nicht weigern, ihm nach Kräften beizustehn.“

„Das gebe der Himmel!“ versetzte Lotte. „Auch ich habe keinen andern Wunsch, als das Glück unseres Freundes.“

Während die Schwestern in solch liebevoller Weise von dem Dichter sprachen und sein Schicksal ernstlich in Erwägung zogen, erschien derselbe auf der Brücke, vom Schimmer der Abendröthe beleuchtet.

Der gedankenvolle Ernst auf seiner hohen Stirn machte einer strahlenden Heiterkeit Platz, als er die Freundinnen an der ver-

* Die eigenen Worte Karolinens und Schiller's.

in solchen Tagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder der Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar."

"Ich glaube Sie jetzt zu verstehen," bemerkte Lotte mit strahlenden Augen. "Was wirklich ist, braucht nicht immer wahr, und was wahr ist, nicht immer wirklich zu sein; die Poesie kann oft wahrer, als die Geschichte uns erscheinen und die ungelösten Räthsel derselben uns entschleiern helfen."

"Und vor Allem," fuhr Schiller ihr beifällig zurückend fort, "lernt man auf diesem Wege die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtsschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtige Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen oder ihr mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen; was noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt."

"Deshalb," erwiderte Karoline, "halte ich Sie, mein Freund, zum Geschichtslehrer vor Allen berufen, da sie die beiden Arten der Wahrheit in Ihrem Geist vereinen."

"Trotzdem," lächelte Schiller in richtiger Selbsterkenntniß, "werde ich immer die schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden und hier und da mit jener ersten philosophischen Zusammen treffen: Die Geschichte ist mir überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Die indeß eingetretene Dämmerung mahnte zum Aufbruch; Schiller begleitete die Schwestern noch eine Strecke ihres Weges. Unter solchen bedeutenden Gesprächen, mit denen eine heitere Unterhaltung abwechselte, wandelten sie durch das stille Thal zwischen den duftenden Wiesen, unter dem gestirnten Himmel, gleich festigen Geistern, von denen die Bande der Erde abgefallen.

Kein irdisches Verlangen, keine leidenschaftliche Zuneigung störte diese Blüthenzeit einer beginnenden geistigen Freundschaft, in der sie alle ihre Gemüths- und Geisteskräfte in völliger Befriedigung und Einklang fühlten. Die Zukunft lächelte ihnen, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umspinnen.

Nicht gespannt und gedrückt durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltete sich ihr Leben frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften und, vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, spiegelte sich Seele in Seele.

Verauscht von dem Frühling in der Natur und in seinem Herzen, von all dem Blühen und Duft, Reimen und Drängen einer nie gekannten Seligkeit, schwebte Schiller zwischen den beiden Schwestern, bald von Karolines Geist, bald von Lottens jugendlicher Anmuth angezogen, bald in den Augen der älteren das innigste Verständniß, bald in den Blicken der jüngern die unbewußt aufkeimende Neigung, die sich unter der Bewunderung barg, mit Entzücken lesend.

Wie die emsige Biene oder der beschwingte Schmetterling von der Knospe zur Blüthe, von dem bescheidenen Weichen zu der duftenden Rose fliegt, schwebte sein Geist zwischen ihnen, sie mit gleich inniger und doch verschiedener Neigung umfassend. Die doppelte Liebe unter dem täuschenden Gewand der Freundschaft verschmolz in seiner Brust zu einem seligen Gefühl, in das sich neidlos beide Schwestern theilten. Ohne Eifersucht erkannte Lotte die geistige Ueberlegenheit der älteren Schwester an, indem sie sich an der Bewunderung freute, die ihr Schiller offen zollte, während Karoline es natürlich fand, daß Lottens Anmuth und Naivität ihn entzückte.

Die gemeinsame Neigung zu einem Dritten gewährte ihnen nur noch einen besonderen Reiz und erhöhte ihre gegenseitige geschwisterliche Liebe. Zugleich gab ihnen dieses Gefühl eine gewisse Sicherheit und Unbefangenheit, da jede gewissermaßen durch die andere ihre Empfindungen gebilligt und gerechtfertigt fand. Beide aber blühten zu dem Dichter wie zu einem Stern empor, sich an seinem Licht erfreuend, ohne den Wunsch, ihn ausschließlichs für sich zu besitzen. So entwickelte sich hier ein wunderbar reines und doch nicht ganz ungefährliches Verhältniß, wie es so leicht nicht wiederkehren dürfte.

Ähnliche Spaziergänge wiederholten sich und wechselten mit weiteren Ausflügen nach dem schönen Schwarzathal und dem romantischen Schwarzburg ab, woran sich die Freunde der Schwestern, das liebenswürdige Fräulein von Holleben, und ihr Verlobter, der strebame Baron von Gleichen, beteiligten.

Auch die würdige Mutter, gewöhnlich nur die "chère mère" genannt, hatte den Gast bald lieb gewonnen, der sich ihr durch Schenkung einer englischen Bibel angenehm zu machen wußte, während Herr von Weulwitz, der Gatte Karolines, eine hohe Verehrung für Schiller's Talent empfand. Selbst "Diduchen", der kleine Lieblingshund der Familie, wedelte ihm schon von weitem entgegen, und das Hausthüchlein ließ sich gern von ihm streicheln.

Mit jedem Tage gewann der Verkehr an Innigkeit und Vertraulichkeit. Wenn Schiller von Wolfstätt ermattet nach Rudolstadt kam, durfte er den Ehrenplatz auf dem Kanapee, dem einzigen Luxusgegenstand, neben den Schwestern einnehmen, und Lotte gestattete ihm sogar zuweilen, an ihrem eigenen Schreibtisch zu arbeiten. Wenn er durch Unwohlsein oder Krankheit am Erscheinen verhindert war, trösteten ihn zarte Billets, von duftenden Blumenpenden begleitet. Da er sich bei seinen nächtlichen Spaziergängen und Wanderungen häufig Erkältungen aussetzte, so siedelte er ganz nach Rudolstadt über. Gern hätte er den Schwestern gegenüber gewohnt, doch mußte er sich den Wunsch verjagen, da er kein geeignetes Quartier in ihrer Nähe fand.

"Ich brächte dann," sagte er zu Lotte leise, "einen Spiegel an meinen Fenstern an, daß mir Ihr Bild gerade vor dem Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte."

Ein bald darauf folgendes trauriges Ereigniß trug noch dazu bei, wenn dies möglich war, die freundschaftlichen Bande enger zu knüpfen. Schiller's Wohltäterin, die edle Frau von Wolzogen, starb auf ihrem Gute Bauerbach; er beweihte sie aufrichtig und schloß sich nur um so inniger an den trauernden Sohn an, der mit der Familie von Vengelsfeld verwandt und besonders mit Karoline so innig befreundet war. Die gemeinsame Theilnahme an Wilhelm von Wolzogen, der nach dem Tode seiner Mutter nach Paris ging, um sich in der Baukunst, seinem Beruf,

weiter auszubilden, brachte Schiller der älteren Schwester unwillkürlich näher. Sie theilte ihm die Briefe und Urtheile des Abwesenden über seinen jetzigen Aufenthalt mit, und Beide beschäftigten sich vielfach mit dem Freund.

"Ich finde," sagte Schiller nach einer solch vertraulichen Mittheilung, "daß Wolzogen's Ansichten über Paris unter diesen Umständen nicht anders ausfallen konnten. Das Object ist ihm wirklich noch zu groß, sein innerer Sinn muß erst dazu hinauf gestimmt werden."

"Ich glaube auch," entgegnete Karoline, "daß unserem Freunde der richtige Maßstab fehlt."

"Paris dürfte freilich dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck machen, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so fein gebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang!"

"Mit dieser Anschauung müssen Sie sich durch die kleinliche Umgebung beschränkt fühlen und nach einem größeren Lebens- und Wirkungskreise sich sehnen."

"Mir für meine kleine stille Person," versetzte Schiller lächelnd, "erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorzukommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Wächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer sein."

"Auch im kleinen Kreise," entgegnete Karoline sinnig, "kann man Großes denken und durchleben."

"Und dann glaube ich," setzte er philosophirend hinzu, "daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist das Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens. Doch wo gerathe ich hin? Lassen Sie uns abrechen, da sich Ihre Gäste bald einfänden werden."

Nach und nach erschienen auch die Freunde der Familie, welche sich in den Abendstunden einzustellen pflegten und im traulichen Zimmer um das liebenswürdige Schwesterpaar sich versammelten.

"Wir erwarten," sagte Herr von Gleichen, "daß Freund Schiller heute sein Wort halten wird."

"Ich erinnere mich nicht mehr," erwiderte dieser zerstreut. "Sie hatten uns versprochen, die neue Uebersetzung des 'Homer' von Voß mitzubringen und uns daraus vorzulesen."

"Die Uebersetzung," bemerkte Herr von Weulwitz, "ist zwar ein Meisterstück, aber ich glaube kaum, daß sie auch nur annähernd die Schönheiten des Originals wiederzugeben vermag."

"Daraüber werden wir am besten urtheilen können, wenn wir sie hören," versetzte Karoline, indem sie Schiller ersuchte, die versprochene Vorlesung zu beginnen.

Gern kam er ihrem Wunsche nach, und bald flossen von seinen Lippen die homerischen Gesänge wie ein frisch entdeckter Lebensquell, der die gleichgültigsten Seelen labte, vereinigte und stärkte. Wie einer göttlichen Offenbarung lauschten die Schwestern den Leiden des edlen Odysseus, ganz versenkt in die klassische Welt des Alterthums, welche Schiller ihnen erschloß. Es war wie eine Offenbarung der höchsten Schönheit, und sie wußten es dem Freunde dank, daß er ihnen diesen hohen Genuß verschaffte.

In wehevoller Stimmung schloß der schöne, Allen unvergeßliche Tag.

VI. Goethe und Schiller.

Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde erschien den Freunden das Leben dieses Sommers mit seinen genutzreichen Tagen und Stunden. Für Schiller lag ein besonderer Reiz in der friedlichen Gleichmäßigkeit und Ruhe, worin hier die Zeit gleich einem Silberbach zwischen Blumen ihm dahinfloß.

Diese wohlthuende Stille wurde durch einen Brief unterbrochen, den Karoline aus Weimar erhielt, und der eine wichtige Nachricht meldete.

"Frau von Stein," rief sie Schiller schon von weitem entgegen, "zeigt mir an, daß sie uns nächstens besuchen wird."

"Und sie kommt nicht allein," fügte Lotte geheimnißvoll hinzu. "Rathen Sie, wer sie begleitet!"

"Doch nicht Frau von Kalb?" fragte Schiller fast erschrocken. "Falsch gerathen! Zur Strafe sollten sie eigentlich Nichts erfahren, aber ich will Gnade vor Recht ergehen lassen. Goethe kommt."

"Goethe kommt," jubelte Lotte, die trotz ihrer Freundschaft für Schiller den Dichter des Werther leidenschaftlich verehrte. "Goethe!" wiederholte er mit einer Anwandlung von Neid und Eifersucht, die er kaum zu verbergen vermochte.

Zu ihrem Erstaunen schien Schiller weder ihre Freude, noch ihre Begeisterung für den angekündigten Besuch zu theilen. In ihrem natürlichen Enthusiasmus hatten die Schwestern sich bereits die Begegnung des Genius mit dem Genius in den schönsten Farben ausgemalt, und besonders Karoline sich davon die Erfüllung ihrer zart gesponnenen Pläne und Erwartungen für Schiller's Zukunft versprochen.

Dieser fühlte jedoch für Goethe keineswegs die gleiche Bewunderung und noch weniger Sympathie für den "Geheimrath", wenn er auch dem "Dichter des Götz und Faust" seine Anerkennung nicht verjagte. Unwillkürlich beneidete er den "Sohn des Glücks", dem die goldenen Äpfel ohne Mühe in den Schoß fielen, während ihm das ungerechte Schicksal nur die bitteren Früchte aufbewahrte.

Mußte er doch selbst in diesem Augenblick noch immer mit den widerwärtigen Wogen und Stürmen des Lebens ringen, wogegen sein glücklicher Nebenbuhler längst in den sicheren Hafen eingelaufen war.

Selbst in seiner dichterischen Stellung fand er sich von ihm benachtheiligt, indem die klassische Ruhe und Formvollendung der

*) Eigene Worte Schiller's und Karolines.

Goethe'schen Poesie der Sturm- und drangvollen Muse Schiller von den meisten Gebildeten vorgezogen wurde, weil ihm in jener vielfach bedrängten Lage nicht gestattet war, seine Schöpferkraft an einer günstigen Sonne reifen zu lassen.

Hierzu kam noch die tiefe innere Verschiedenheit der beiden bedeutenden Männer, ihres Charakters, ihrer Weltanschauungen, ihres Bildungsganges und Geistes.

Trotz dieser Abneigung konnte sich Schiller nicht einer gewissen Theilnahme und selbst der Aufregung erwehren, so daß er mit wahrhafter Spannung der Ankunft des Gefeierten entgegen sah. Endlich kam Goethe nach Rudolstadt, wo ihn Schiller dem Beiden besondern Vengelsfeld'schen Hause erblickte, umgeben von einem Kranze anbetender Frauen, darunter Frau von Stein, Herder's geistreiche Gattin, Frau von Schardt, und der Schiller durch Charlotte bereits bekannt war.

Durch Vermittlung der Schwestern wurde die Vorstellung und die Bekanntschaft leicht und ohne den geringsten Zwang gemacht, aber der größere Kreis der Anwesenden und die tiefe Verschiedenheit der beiden Männer hinderten jede vertrauliche Aulassung und Annäherung.

Schon die äußere Erscheinung, als sie jetzt zum ersten einander gegenüber standen, bekundete den innern Gegensatz, Goethe kräftig und gedungen, breitschultrig, mit gebrauntem Wangen feurig klaren Augen, bewegte sich sicher und überlegen, im Gefühl seiner Würde und Bedeutung, gewissermaßen als Mittelpunkt des ihn verehrenden Kreises, gleich einem Gott, der wohlgefällig auf seine Priester und die gläubige Gemeinde niederblickt.

Dagegen schien der schlankere, nur zu hagere Schiller mit den schwärmerischen klaren Augen, den fast transcendentalen Blick, kaum eine Beachtung zu beanspruchen. Scheu, wenn auch nicht unbefohlen, sah er sich zu der mehr passiven Rolle eines Zuhörers verurtheilt, da dem Gast fast ausschließlich das Wort und die vornehmste Beachtung gebührte.

Der Tag war trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit schon mild, so daß die Gesellschaft in dem kleinen, an das Haus stoßenden Garten nach Tisch den Kaffee einnahm. Die beiden Dichtungen nebeneinander auf und nieder, während die Witze der Damen und besonders die Augen der Schwestern den Promnirenenden aufmerksam folgten, als wollten sie in ihren Mienen den Inhalt ihrer Unterredung errathen.

Goethe erzählte, wovon das Herz ihm noch so voll war, von seiner italienischen Reise, von den Eindrücken und Erlebnissen, die er in Rom empfing. Obgleich Schiller den Wohlklang seiner Stimme, die Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderungen, die plastische Darstellungsweise unwillkürlich bewunderte, so fühlte doch auch in diesen objectiven Berichten den wesentlichen Abstand und die Verschiedenheit ihrer Vorstellungen.

Aber auch Goethe wurde von dem jüngeren Dichter eher als gestochen, als angezogen, wozu seine damalige augenblickliche Stimmung hauptsächlich beitrug. Er kam aus Italien, ganz erfüllt von der antiken Schönheit, von dem Geiste des klassischen Alterthums, dessen sonnige Heiterkeit und maßvolle Formen die entschiedensten Gegensatz zu den Ausschweifungen und gigantischen Verirrungen der Sturm- und Drangperiode bildeten, die er selbst längst überwinden.

In Schiller aber glaubte er den Führer und das Haupt der ihm jetzt verhassten und von ihm verlassenen Richtung zu erblicken. Bei seiner Rückkehr fand er die große Menge voll Bewunderung für die Ausgeburt einer zwar genialen, aber wilden Phantasie während Schöpfungen wie seine Phigenie und der Egmont nur einen verhältnißmäßig kleinen, wenn auch hoch gebildeten Leserkreis fanden.

Es war daher nur eine verzeihliche, menschliche Schwäche, wenn Goethe seine Abneigung gegen solche Extravaganzen unwillkürlich auf ihren vermeintlichen Urheber übertrug und ihm gegenüber eine kalte Höflichkeit walten ließ, die Schiller verlegen mußte.

Unter diesen Umständen täuschte die Zusammenkunft der beiden Dichter die von den Schwestern gehegten Erwartungen und Hoffnungen.

"Nun, wie hat Ihnen Goethe gefallen?" fragte Karoline am nächsten Tage voll Neugierde den verstimmtten Freund.

"Im Ganzen genommen," erwiderte er ausweichend, "ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir uns je sehr nahe rücken werden."

"Weshalb denn nicht?"

"Weil, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epochen bei ihm durchlebt; er ist mir, weniger an Jahren, als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung, so viel voraus, daß wir, wie ich glaube, nie zusammen kommen werden; sein ganzes Wesen schon von Anfang her anders angelegt. Indessen," fügte er beruhigend hinzu, "kann man aus einer solch flüchtigen Zusammenkunft keinen sichern Schluß für die Zukunft ziehen. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Trotz dieser Versicherung blieb ein Stachel in dem Herzen Schiller's zurück, und so sehr er auch aus Rücksicht für die Schwestern seinen Widerwillen gegen Goethe zu bekämpfen suchte, so brach derselbe doch vielfach immer von neuem hervor.

"Dester's um Goethe zu sein," schrieb er unter diesem Eindruck seinem Freunde Körner, "würde mich unglücklich machen, er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Gleichgültigkeit; er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist im ungewöhnlichen Grade. Er besitzt das Talent, Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur ein Gott, ohne sich selbst zu geben. — Dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Mir ist er dadurch wohlthätig, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß für ihn denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist die, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenige nicht unähnlich ist, die Brutus und Cäsar gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und wieder seinen Herzen lieben."

Unter der eisigen Rinde der Antipathie und des Vorurtheils regte sich schon damals in Schiller's Herzen der erste Keim jener wunderbaren Freundschaft, die sich erst später zur herrlichsten unvergleichlichen Blüthe entfalten sollte.

Nach einem ewigen Naturgesetze ziehen sich die entgegengesetzten Pole am innigsten an, indem sie ihre geheimnißvollen Kräfte mit einander austauschen und sich gleichsam zu ergänzen

*) Eigene Worte Schiller's.

streben. Auch Goethe und Schiller sollten nachmals die Wahrheit dieser Erfahrung im vollsten Umfange an sich selbst erproben.

Niemand aber wurde durch den anfänglichen Zwiepsalt der beiden Männer schmerzlicher berührt, als die beiden Schwestern, die so große Hoffnungen auf diese Begegnung gesetzt hatten. Noch mehr betrübte sie die zwar gedechte, aber doch hier und da auch tadelnde Kritik über den „Egmont“, die Schiller bald nach jenem Besuche in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ erscheinen ließ.

Bei aller Anerkennung hatte der kühne Recensent sich besonders scharf gegen den opernhaften Schluß des genannten Trauerspiels ausgesprochen und damit, freilich ohne es zu wollen, Goethe's schwärmerische Verehrerinnen verletzt und ihnen weh gethan.

Karoline konnte es ihm nicht so leicht verzeihen, daß er dadurch ihre wohlmeinenden Absichten und Pläne für seine Zukunft vereitelte hatte. Sie verschwiegte ihm nicht, daß er durch eigene Schuld sein Glück verfehlt, und reizte dadurch seinen Stolz und Widerspruch nur noch mehr.

Das bisher so schöne und herzliche Verhältnis drohte durch diesen Zwischenfall gestört zu werden. Schiller glaubte sich zurückziehen zu müssen und besuchte jetzt seltener, als sonst die ihm so theure Familie. Erst jetzt erkannte Karoline, wie unentbehrlich ihr sein Umgang war, und wie schwer sie ihn vermisse.

„Sagen Sie mir,“ fragte sie ihn tief bewegt, „was ist zwischen uns? Daß Etwas es ist, fühle ich. Ein böser Genius faßt die Seele unserer Seelen auf und gibt sie unrein zurück, so daß die Harmonie, die sie sonst gaben, nicht mehr vernehmbar ist.“

„Sie wissen, daß ich Niemand gern meine Freundschaft aufdränge,“ erwiderte Schiller ausweichend.

„Ich kenne nicht den Stolz, der Nichts um der Freundschaft willen tragen und thun mag — aber wohl den, sie als die schönste Blüthe des Lebens zu ehren und zu pflegen, den kenne ich und habe ich. Die Zeit, die alles Unwahre entfleidet, müßte mir zeigen, daß die Blüthe keine Blüthe war und nur eine Erscheinung in meiner Phantasie geboren, eher kann mein Herz nicht an eine Täuschung glauben.“

„An der Wahrheit meiner Freundschaft dürfen Sie am wenigsten zweifeln. Ich gestehe Ihnen, daß ich den Gedanken nicht lassen kann.“

„Auch Sie wissen,“ entgegnete Karoline mit bebender Stimme; „denn ich sagte es Ihnen oft, welch schönen Einfluß Ihre Freundschaft auf mein Leben hat, wie mein Dasein weiter, reicher und wahrer durch die Aufschlüsse Ihrer großen Seele wird. Darum kann ich es nicht dulden, daß sich Wolken zwischen uns zusammenziehen; ich wünsche zu sehr, daß ewige Klarheit zwischen uns sei. Finden Sie mich einen Moment launenhaft, gespannt und mißthönend? Sie verstanden es ja sonst so wohl, das Bleibende von dem Vergänglichen in meinem Wesen zu scheiden. Ich habe trübe Stunden.“

Ein Thränenstrom unterbrach den leidenschaftlichen Ausbruch der aufgeregten Frau, welche sich in ihren Verhältnissen so unzufrieden fühlte und im Verkehr mit einem Geiste wie Schiller ein neues schöneres Dasein fand.

Bald war das frühere Verhältnis wieder hergestellt, nur, wie dies nach einem Streit zwischen wahren Freunden einzutreten pflegt, noch inniger und herzlicher, gerade wie nach einem Gewitter die Blumen am schönsten duften.

Unwillkürlich aber schienen durch diese Ereignisse das bisherige harmonische Gleichgewicht, der innere Frieden einigermaßen gestört zu haben. Ein fremdes, leidenschaftliches Element drohte die reine, fast überirdische Stimmung zu trüben. Mochte Karoline in dieser Stunde einen Blick in das eigene Herz gethan haben oder über ihre Gefühle sich selbst klarer geworden sein; sie zeigte nicht mehr die frühere Unbefangenheit, obgleich sie sich über ihre Neigung für Schiller zu täuschen suchte oder wirklich täuschte.

Aber auch in Lotte's Wesen war eine sichtbare Veränderung eingetreten; sie erschien jetzt öfters zerstreut, wie abwesend, bald traurig und verstimmt, bald übermüthig heiter. Sonst um das Hauswesen besorgt, ließ sie sich jetzt manche kleine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, weshalb ihr die chère mère eines Tages ernstlich den Tadel las.

Gerade in diesem Augenblick trat Schiller in das Zimmer; er bemerkte ihre Aufregung und fragte liebevoll nach dem Grund. Beide waren allein, da die Mutter sich nach der Strafpredigt entfernt hatte, und Karoline abwesend war. Im Gefühl der erlittenen Kränkung erzählte sie dem Freunde, was geschehen war.

Dieser suchte das gekränkte Mädchen zu beruhigen und ihr Trost einzusprechen. Der sanfte Ton seiner Stimme, die innige Theilnahme, die aus seinen Blicken und Worten zu ihr sprach, thaten ihr so wohl und rührten sie so sehr, daß sie zum ersten Mal ihm zärtlich dankbar die Hand drückte.

Ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn, und er glaubte in ihren Augen ein Gefühl zu lesen, das sie bisher sorgfältig vor ihm verbarg. In diesem Augenblick zog es ihn mit unabweislicher Gewalt zu dem reizenden Mädchen, war es ihm, als ob er nur sie allein wahrhaft lieben müßte.

Schon schwebte auf seinen Lippen das Bekenntniß einer tieferen Neigung, die bisher noch unbewußt in seinem Herzen schlummerte, als Karoline, diesmal ihm höchst unwillkommen, ihn in seinen Geständnissen störte. Von neuem schwante er, von seinen widerprechenden Empfindungen hin- und hergetrieben, ohne zu einem festen Entschlusse, zu einer Entscheidung zu gelangen, da die erwünschte Gelegenheit nicht wiederkommen wollte.

Ende verstrich der Sommer in unaufhaltsamer Flucht. Schon nahte der Herbst, und die welken Blätter, der verfarbte Wald, die wandernden Vögel mahnten zum Aufbruch und erinnerten den Dichter an die Nothwendigkeit der Trennung, wenn dies nicht die dringenden Rufe der Frau von Kalb aus Weimar schon ohnehin gethan hätten.

Die geschäftige Tama hatte ihr bereits die Nachricht von einem Verhältnis Schiller's in Rudolstadt zugetragen, und wenn sie auch dem Gerücht nicht Glauben schenken wollte, so drang sie doch um so mehr auf seine Rückkehr, da ihre durch eigene und fremde Schuld verwirrt Lage seine Gegenwart forderte.

Dennoch zögerte er von Tag zu Tag, da ihm die Kraft fehlte sich loszureißen. Auch den Schwestern fiel der Abschied schwer, obgleich sie einsahen, daß Schiller nicht länger bleiben durfte. Die Meinung der Welt war ihnen nicht gleichgiltig, und die Klugheit mahnte Karoline, wenn auch mit schwerem Widerstreben, einen Verkehr wenigstens vorläufig abzubrechen, der für die Betheiligten nicht ohne Gefahr und Bedenken war.

Eine längst beabsichtigte Reise nach Erfurt zu ihrer Freundin, einem Fräulein von Dacheröden, mußte ihr zum Vorwand dienen, um den eigentlichen Grund ihm zu verbergen, den Schiller jedoch zu ahnen schien. Die Mittheilung schmerzte ihn tief und entpreßte ihm heiße Thränen, obgleich die Schwestern

selbst bewegt den bitteren Kelch der Trennung ihm zu versüßen suchten.

Noch einmal wurde im Kreise der geliebten Menschen sein Geburtstag gefeiert, und Lotte beschenkte ihn mit einer Zeichnung von ihrer Hand, für die er ihr innig dankte.

„Wüßte ich Etwas,“ sagte er ergriffen, „womit ich Sie eben so schön an mich erinnern könnte, als Ihre Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußerlichen Hilfe, aber alles Gute und Schöne, wie Sie schon aus dem Evangelium wissen, hat wie die Sacramente eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen. Die Zeichnung wird meinem Schreibtisch gegenüber stehen, manchen stillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohlthätig vorübergeschwebt sind. Noch einmal haben Sie schönen Dank dafür!“

„Glauben Sie,“ versetzte Lotte mit niedergeschlagenen Augen, „daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundschaft zu schätzen weiß, wenn mir auch die Worte fehlen, meine Gefühle zu erklären und sie Andern deutlich zu machen. Lassen Sie so oft wie Sie können und Lust haben von sich hören, daß der Gang Ihres Geistes mir nicht fremd wird, und ich ihm folgen kann.“

„Sie mischen mir da Süßes und Bitteres so durch einander, daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft und dieses Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorstellung unserer Trennung mich niederschlägt.“

„Trennung ist traurig,“ erwiderte sie schmerzlich; „aber trotzdem ist es besser, sich zu kennen, Antheil an einander zu nehmen, als so in der Welt zu leben, ohne Etwas von einander zu wissen. Auch wenn Sie nicht mehr unter uns sind, hoffe ich, wird uns Ihr Geist nicht ganz verlassen.“

Die späte Stunde mahnte zum Aufbruch.

„Gute Nacht!“ flüsterte Lotte noch einmal und reichte Schiller ihre Hand.

„Auf Wiedersehn!“ rief Karoline, nicht minder bewegt. Am frühen Morgen, bevor noch der Tag graute, reiste Schiller nach Weimar ab. Wiederholt bog er sich zurück, in der Hoffnung die Schwestern noch einmal zu erblicken, die nach Erfurt eine kurze Strecke auf derselben Straße fahren mußten; aber nirgend ließ sich ihr Wagen sehen.

Mit einem Seufzer befahl Schiller seinem Kutscher schneller zu fahren, während er in Gedanken versunken, mit geschlossenen Augen noch einmal die holden Bilder des zu schnell vergangenen Sommers in seinem Geiste vorüberziehen ließ.

VII.

Der Herr Professor.

Unterdeß lebte Frau von Kalb in langer Erwartung und schmerzlicher Trauer.

Freilich hatte die Sorge um die unglückliche Freundin Schiller auch in Rudolstadt nicht verlassen, und er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihr. „Darf ich Ihnen raten, schrieb er gleich in den ersten Tagen, so kommen Sie in das Gebirge, wo Sie von Ihren Freunden mit offenen Armen empfangen werden sollen. Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne.“

Aber diese wiederholte wohlgemeinte und uneigennütige Einladung glaubte sie aus Rücksicht auf das Urtheil der Welt oder vielmehr aus beleidigtem Stolz ablehnen zu müssen. Sie erwartete, daß Schiller stärker in sie dringen, sie persönlich und nicht bloß brieflich auffordern würde.

Als er endlich aus Rudolstadt zurückkehrte, entging ihrem weiblichen Scharfblick keineswegs sein verändertes Wesen, obgleich er den alten freundschaftlichen Ton beibehielt und sie eben so oft wie früher besuchte. Von Frau von Imhof erfuhr sie, daß er ihr einen Brief von Lotte Lengefeld gebracht und dabei mit Begeisterung und Entzücken von seinem Aufenthalt und von der Lebenswürdigkeit der Schwestern gesprochen. Sie selbst erhielt aus seinen Händen ebenfalls einige Zeilen von Lotte, worin diese um die Freundschaft der Frau von Kalb bat.

„Ich finde,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „Ihre neue Bekanntschaft allerliebste und anmuthig, aber in meinem Alter kann ich für die zarte Jugend nicht jene Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt.“

Aus ihren Worten sprach bereits die Eifersucht, die zwischen Freunden eben so oft und nicht minder wie zwischen Liebenden sich bemerkbar macht. Frau von Kalb glaubte noch immer ein ausschließliches Recht auf Schiller zu haben und konnte sich nicht mit dem Gedanken befremden, ihre Herrschaft über ihn und seine Neigung mit einer andern Frau, selbst mit einer Geliebten zu theilen.

Die nothwendige Folge war eine gewisse Spannung und Erkaltung zwischen ihnen, die mit jedem Tage zunehmen mußte, da Beide absichtlich den wunden Punkt sich zu berühren scheuten. Sie klagte ihn wegen seines Mangels an Vertrauen an, und er konnte sich um so weniger entschließen, sie in seine Gefühlswelt einzulassen, da er selbst noch nicht zur vollen Klarheit und zu einem festen Entschlusse gelangt war.

In demselben Maße aber, wie Schiller's Verbindung mit Frau von Kalb durch gegenseitige Mißverständnisse, Schwächen und Fehler sich lockerte, wurde das Verhältnis zwischen ihm und den Schwestern in Rudolstadt mit jedem Tag inniger und fester.

Ein lebhafter Briefwechsel mußte die Stelle des persönlichen Umgangs ersetzen, und mit der höchsten Ungeduld erwartete Schiller die alte Botenfrau, welche als Friz zwischen Weimar und Rudolstadt hin und her flog oder vielmehr nach seiner Meinung hinke.

Bald beschränkte man sich nicht mehr auf einen bloßen Austausch von Gedanken, geistige Ansichten und literarische Urtheile; die Sprache wurde gefühlvoller und verlangender, der Ausdruck zärtlicher und sehnsüchtiger.

Man machte bereits Pläne für die Zukunft, man traf Verabredungen für den nächsten Sommer und malte sich gegenseitig das Glück des Wiedersehens in den schönsten und heitersten Farben aus.

Noch vermochte Schiller nicht, sich die Schwestern getrennt von einander zu denken; sie waren ihm gleich hold und theuer, und seine Neigung umfaßte Beide mit derselben Zuneigung. In Gemeinschaft mit ihnen träumte er von der Zukunft, von einem poetischen Leben, und selbst seine Briefe waren an Beide zugleich gerichtet.

Während ihn aber in Lottens Antworten ihre Natürlichkeit, Anmuth und Weiblichkeit entzückte, bewunderte er den reifen

Geist Karolinen's, ihre tiefe Lebensanschauung, ihre große Bildung, vor Allem aber den sicheren und feinen Tact, den sie in allen Lebenslagen zeigte.

Beide aber übten gleichmäßig den wohlthuendsten Einfluß auf sein Denken und auf seine Arbeiten aus; so daß sie ihn zu einer erhöhten Thätigkeit anspornten. Während er dichtete, dachte er an sie, und ihr Bild umschwebte ihn bei seinen Studien.

Zugleich fühlte er jetzt mehr als je den Wunsch nach einer gesicherten Existenz, einer festen Lebensstellung, womit sich unwillkürlich die Sehnsucht nach einem ungestörten Zusammenleben, nach einer dauernden Vereinigung mit dem geliebten Schwesterpaar verband.

Die lebenskluge Karoline bestärkte ihn nun in diesem Vorhaben und nahm ihre alten Pläne mit noch größerem Eifer wieder auf, indem sie von neuem ohne sein Zuthun und Wissen mit der ihr befreundeten Frau von Stein wegen einer Professur für Schiller verhandelte.

Diese sprach mit dem Großherzog Karl August, der von seinem Ausfluge wieder nach Weimar zurück gekehrt war. Sie fand bei ihm ein geneigtes Gehör, da der Hof allmählig sein Vorurtheil gegen Schiller eingesehen hatte und sich jetzt bemühte, den immer mehr anerkannten Dichter an Weimar zu fesseln.

Auch Goethe war ihm jetzt günstiger gesinnt und dachte trotz der Grundverschiedenheit seines Wesens und seiner Lebensanschauung, die ihn durch eine unüberwindliche Kluft für immer von Schiller zu trennen schien, groß genug, um den Werth eines solchen Talentes zu würdigen, selbst wenn er sich vorläufig mehr von ihm abgestoßen, als angezogen fühlte.

Dazu kam noch der günstige Umstand, daß die von Schiller damals veröffentlichte „Geschichte des Abfalles der Niederlande“ mit großem Beifalle bei ihrem Erscheinen aufgenommen worden war, wodurch ein willkommenen Anhalt für seine Berufung nach Jena sich von selbst darbot. Karl August gab bereitwillig seine Zustimmung und befürwortete Schiller's Anstellung bei den übrigen stimmberechtigten sächsischen Höfen, die sich damit sogleich einverstanden erklärten.

Das für die damalige Zeit höchst charakteristische Schriftstück lautete unter Anderem: „Es ist aber das Subject, welches bei denselben Wir aber abermahlen in Vorschlag zu bringen, Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheilt ... Es will derselbe diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolumente bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darin ausbilden.“

Wenn auch Schiller von diesen Bedingungen nichts weniger als entzückt war, so tröstete er sich doch mit der Hoffnung, daß der Herzog sich mit der Zeit bewegen lassen würde, ihm eine kleine Pension zu bewilligen. Er selbst traute sich in seiner übergroßen Bescheidenheit nicht die nöthigen Kenntnisse zu, ebenso und noch mehr fürchtete er den Verlust seiner bisherigen Freiheit, weshalb er noch mit der Entscheidung zögerte.

Die Schwestern, denen er sogleich seine Berufung meldete, nahmen die Nachricht mit inniger Befriedigung auf, wenn sie sich auch nicht verhehlten, daß möglicher Weise der Boet durch den Lehrer der Geschichte in Schatten gestellt werden könnte; wogegen sich besonders Lotte mit Entschiedenheit erklärte.

Karoline hob dagegen den großen Nutzen und die erhabene Bedeutung des geschichtlichen Lehramtes mit Begeisterung hervor, indem sie ihn durch ihren Zuspruch in seinem Entschlusse bestärkte, so daß Schiller nicht länger Bedenken trug, die ihm angebotene Stellung anzunehmen.

Zu diesem Zweck reiste er schon in den nächsten Tagen nach Jena, zunächst um sich dort umzusetzen und häuslich niederzulassen. Wie er nach Rudolstadt sogleich berichtete, mietete er eine passende Wohnung, drei ineinander laufende Zimmer, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern, und Alles entweder ganz neu oder gut conservirt.“

Mit fast kindlicher Genugthuung beschrieb er ihnen und auch seinem Freunde Körner die ganze Einrichtung, welche in zwei Sophas, einem Spieltisch und anderthalb Duzend Sesseln, mit rothem Plüsch überzogen, bestand. Sein höchster Luxus war aber der eigene Schreibtisch, nach dem er bisher umsonst getrachtet, da ihm seine beschränkten Mittel es nicht gestatteten, dieses für einen Dichter doppelt unentbehrliche Möbelstück sich anzuschaffen.

Seine Wirthinnen waren zwei alte Jungfern, sehr dienstfertig, aber auch äußerst redselig; sie besorgten ihm den Mittagsfrühstück, der Alles in Allem ihm täglich zwei Groschen kostete.

Nachdem Schiller in dieser bescheidenen Weise für die Bedürfnisse des Lebens gesorgt und die nöthigen unvermeidlichen Visiten bei seinen künftigen Collegen abgestattet hatte, dachte er daran, seine erste Vorlesung zu halten, die nach dem Brauch der Universität durch einen Anschlag an dem schwarzen Brett verkündigt wurde.

Wieder aus übergroßer Bescheidenheit hatte er für die Zuhörer das Auditorium des Professors ReinhoId gewählt, das nur höchstens hundert Menschen fassen konnte. Obgleich sich annehmen ließ, daß die Neugierde und sein Ruf als Dichter eine größere Menge herbeilocken würde, wollte er sich lieber mit einem kleineren Raum behelfen, als sich dem Vorwurf der Anmaßung aussetzen.

Die Nachricht, daß der berühmte Schiller seine Vorlesungen eröffnen würde, verbreitete sich mit Blizeschnelligkeit und setzte die ganze Studentenwelt in Bewegung. Von seinem Fenster aus sah er Trupp auf Trupp die Straße heraufkommen, eine unübersehbare Menge, die kein Ende nehmen wollte.

Obgleich ihm bei diesem Anblick das Herz vor Aufregung klopfte, so verursachte ihm doch die wachsende Anzahl ein großes Vergnügen, und sein Muth nahm eher dadurch zu. Er fühlte seine Kraft und daß er die Vergleichung nicht zu scheuen brauchte; ja daß er in mancher Hinsicht seinen Collegen überlegen war.

Aber mit jeder Minute wuchs die Menge mehr und mehr, so daß Thur und Treppe vollgedrängt stand, und daß ganze Hausfenster umkehren mußten. Sollte die Vorlesung stattfinden, so mußte ein anderes, größeres Auditorium gefunden werden, was bei der Kürze der Zeit nicht so leicht war.

Zum Glück erblickte Schiller in dieser Verlegenheit unter den Zuhörern den ihm bekannten Schwager des Kirchenraths Griesbach, den er jetzt ersuchen ließ, ihm seinen großen Collegienaal einzuräumen, wozu jener mit Vergnügen die Erlaubniß gab.

Nun begann ein lustiges Schauspiel. Alles strömte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von den Studenten ganz besetzt war. Weil sie liefen, was sie nur konnten, um in dem Griesbach'schen Auditorium einen guten Platz zu erhalten, so kam die Straße in Aufruhr, an allen Fenstern steckten die

*) Schiller's Worte.

Bewohner die Köpfe zum Fenster hinaus. Man glaubte, es sei irgendwo Feuer ausgebrochen, und die Wache am Schloß trat ins Gewehr.

„Was ist denn los, was gibt es denn?“ fragte man von allen Seiten.

„Wißt Ihr's denn nicht? Der neue Professor Schiller liest heute sein erstes Collegium.“

„Den müssen wir hören,“ rief der flotte Bruder Studio, sich mit den Ellenbogen Bahn durch die dicke Menge brechend.

„Ein famoser Dichter, der die Räuber geschrieben hat,“ fügte ein bemooftes Haupt hinzu.

„Den lassen wir uns gefallen, Vivat Schiller!“ rief der Chor.

Er selbst folgte erst nach einiger Zeit, von seinem Freunde Reinhold begleitet, um dem wogenden Strome auszuweichen. Es war ihm, nach seinem eigenen Geständniß, so zu Muth, als ob er durch die ganze Stadt, die er fast von einem Ende bis zum andern zu durchwandern hatte, Speisbrüthen laufen sollte.

Der Griesbach'sche Saal, der der größte in Jena war und mehr als vierhundert Personen fassen konnte, war gedrängt voll, Kopf an Kopf, ein wogendes Menschenmeer. Schiller schritt mit gefentem Haupt durch das Spalier der Zuhörer und konnte nur mit Mühe durch das Gedränge bis zu dem Katheder gelangen.

„Hut ab!“ schrie die Menge.

Zugleich erhob sich ein donnernder Beifallsturm, unter dem er tief ergriffen die Stufen hinaufstieg. Sobald er oben stand, herrschte eine tiefe Stille in dem weiten Saale, eine drückende Schwüle, die seine natürliche Beklemmung und Befangenheit nur noch steigerte.

Aber mit den ersten zehn Worten, die er nur mit Mühe auszusprechen vermochte, kehrte seine Zuversicht und sein Selbstvertrauen wieder. Er las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die er sich nicht zugetraut hatte.

Sein Vortrag handelte von dem Unterschied des „Brodgelernten und des philosophischen Kopfes“ und enthielt gewissermaßen sein eigenes Glaubensbekenntniß über die idealen Ziele, die er als Lehrer der Geschichte sich mit seinen Zuhörern aufstellte.

Mit andächtiger Schwelgen lauschten die jungen und die alten Burischen der mächtigen, gedankenreichen Rede Schiller's. So manches frische Auge leuchtete, manche jugendliche Wange glühte, und manche Seele erfüllte ein Schauer des Göttlichen.

Die Jugend der Universität ahnte zuerst die Größe und Bedeutung Schiller's, und seine Worte fanden einen Wiederhall in ihrer Brust.

Am späten Abend, als Schiller mit einigen Freunden sein glücklich bestandenes „Abenteuer auf dem Katheder“ bei einem Glase Wein feierte, zogen die Studenten vor seine Thür.

Durch die stille Nacht tönte ihr Gesang zu Ehren des neuen Professors.

„Vivat Schiller! Es lebe der Dichter der Räuber und des Don Carlos!“

Zu den Jubelruf der Burischen mischte sich der helle Klang der Gläser, die Glückwünsche seiner Freunde und Kollegen. Er aber dachte in diesem Augenblick an seine Mutter und die geliebten Schwestern in Rudolstadt.

[2769]

(Schluß folgt.)

Der Handschuh.

Von Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

Eine Dame von Welt, die Baronin W., taxirte ihre Freunde nach den Handschuhen, in denen sie dieselbe besuchte; gewiß ein Beweis für die Wichtigkeit, welche von Vielen dem Leder beigelegt wird, womit wir die Hand der Sitte nach bekleiden.

Die Wahl der Handschuhfarbe überhaupt, wie insbesondere in Uebereinstimmung mit dem übrigen Anzug der in Handschuhen Erscheinenden, gibt allerdings auf den ersten Blick einen Bildungsgradmesser für diese. Diejenigen, welche, wie die Frauen von Augsburg und Meissen in Hans Weigel's Trachtenbuch, in eiergelben, oder wie die heiligen Agnesen und Brigitten aus alten niederländischen Gemälden in grasgrünen oder weichenblauen Handschuhen sich in Gesellschaft zeigen, abgesehen davon noch, wie das ja auch häufig vorkommt, daß sie zu einem blaugrünen Kleide gelbgrüne Handschuhe und zu einer rosa Mantille orange-farbene wählen, von den siegellackrothen gar nicht zu reden, werden nicht eben den Beweis ästhetischer Bildung an den Tag legen, — dergleichen herausfordernde Handschuhfarben sind Liebhabereien spezieller Art, die ein musikalischer Maler jüngst zwei Trompetenstöße an den Händen nannte.

Es ist indefinit allzulange her, daß es bei den englischen Damen Mode war, mit „Teufelskrallen“, das heißt mit rothen Handschuhen im Theater zu erscheinen, vielleicht in pietätvoller Erinnerung an die unglückliche Anna Bolena, welche noch kurz vor ihrer Verheirathung mit Heinrich dem Achten an ihre Freundin Betsy schrieb, ihr die scharlachwollenen Handschuhe, wenn sie dieselben fertig gefrickt habe, „bei erster Gelegenheit zu schicken“.

Obgleich der Handschuh heute als ein unerlässliches Kleidungsstück zu einer vollständigen Toilette gilt, wie schon viel früher zum priesterlichen Ornat, so ist damit durchaus nicht bewiesen, daß derselbe zur Verschönerung des Menschen beiträgt, vielmehr ist das Gegentheil der Fall; er dient dazu, die Hand zu maskiren, also auch einen Theil des physiognomischen Interessanten einer Persönlichkeit, und kann nur dann in negativem Sinne einen Beitrag zur Aesthetik in der Bekleidung bieten, wenn es seine Bestimmung ist, wirklich häßliche Hände zu verbergen, obgleich auch das seine Schwierigkeiten hat, da eine große Hand besonders in hellen und vorzugsweise weißen Handschuhen nicht kleiner, sondern größer und in zu engen verkrüppelt aussieht. Daß Personen mit unkultivirten Händen sich ohne Handschuh in feiner Gesellschaft sehr genirt fühlen und nicht eher ihre Unbefangenheit wiedergewinnen, bis sie ihre Hände irgendwo untergebracht haben, die Rechte etwa wie große Schauspieler in der Brusttasche und die Linke hinter der Ärmelklappe, die in ihrer Verlängerung früher, bei der Geisteslichkeit namentlich, eine Art Halbhandschuh abgab, hat man oft genug Gelegenheit zu beobachten. Beim Kartenpiel und bei der Tafel ist die Fein solcher Grobhandigen denn allerdings groß, wenn sie, in Handschuhen essend, nicht den Argwohn hervorrufen wollen, aus demselben Grunde wie Heinrich der Dritte Alles mit bedeckten Händen abthun zu müssen, bei dem dies seiner Zeit höchst auffällig erschien und zu allerlei Vermuthungen Veranlassung gab — so auch zu der, daß es wohl polnische Höflichkeit sei, da der König eben von Polen kam, während des Tanzens und Spielens die Hand-

schuhe nicht auszuziehen. Später gebot dies die Höflichkeit; denn als die junge reizende Kaiserin von Oesterreich, zum ersten Mal bei der kaiserlichen Tafel erscheinend, ihre Handschuhe gewohnheitsgemäß auszog, befahl ein strenger Blick der Oberhofmeisterin, diesen Verstoß gegen die Etikette sogleich wieder gut zu machen und die wunderlieblichen Hände im Leder zu verbergen. Noch einen Schritt weiter, so spielt man auch in Handschuhen Klavier, Harfe und Geige; und warum sollte man nicht den Bogen führen und die Wirbel drehen, die rechte Hand von einem engeren, die linke mehr ausgedehnte und mit Hornhäuten an den Fingerspitzen, von einem weiteren Handschuh bedeckt, wenn man in glacé gantirt nicht bloß den Krebs auf der Gabel ausmacht, sondern in facta Krebsse, Geflügel und andere schwierig zu bewältigende gastronomische Objecte speisefähig zu machen weiß, ohne dabei jene Geschicklichkeit zu besitzen, die Athenäus einem klassischen Gourmand nachrühmt. Jedenfalls sind Handschuhe überall da, wo sie nicht zum Schutz dienen, nur unbequem, thöricht und oft abscheulich, namentlich die einst getragenen langen, bis zum kurzen Ärmel hinaufreichenden, welche der modernen Griechenzit ihre Entstehung verdanken. Die antiken Griechinnen unterschieden sich auch dadurch von den modernen, daß sie — wie die Türkinen heute noch — die sich nur auf Reisen einer Art grobwoollener bedienen — keine Handschuhe trugen, weder kurze noch lange, weder einmal noch dreimal geknöpft; nur ihren Arm schmückten sie an den Stellen, wo eine Minderung oder eine Steigerung der Fülle anscheinend hervorgerufen werden sollte, mit Armspangen. Geschmacklos sind Armbänder, die statt um den bloßen Arm gelegt, über dem Handschuh getragen werden, wie dies zeitweilig Mode war, was inventivse Handschuhmacher auf den Gedanken kommen ließ, Pseudoarmbänder an die betreffenden Stellen der Handschuhe einzuwirbeln und aufzumalen. Diese Ketten und Juwelen konnten dann wenigstens nicht rasseln und klappern, wie die Armbänder der interessanten Gräfinnen in den neuesten, vielgelesenen Romanen, auch nicht verloren gehen und Veranlassung geben, ehrlichen Findern angemessene Belohnungen zu verheißen.

Um die Handschuhe vor dem Entschlürfen von den Händen zu schützen, erfand man Handschuhhalter, welche sogar einen Liebenden, der den Handschuh der Geliebten mit ihrer Hand festhalten will, zu einem poetischen Erguß veranlaßte und den Handschuhhalter sagen läßt:

Bedenke doch, daß wir nur Stellvertreter
Für Jenen sind, der uns geliebt,
Und der, wie wir, um alle Weltensänge
Nicht lassen möchte Deine liebe Hand.

Der Handschuh, bereits identisch mit der Hand genommen, soll demnach an diese gummirt bleiben; fast möchte man vermuthen, aus Furcht, daß der in Verlust kommende ein Duell veranlassen könne, wie zur Zeit des Quinones, der mittelst verlorener Frauenhandschuhe — der Sage nach — Zweikämpfe provocirte und, ein mittelalterlicher Bosco, geschickt die Handschuhe der Damen, die sich seiner Behausung näherten, bei Seite und ihre Ritter dadurch in Harnisch zu bringen wußte.

Daß die Moden wechseln, ist ein kleiner Trost bei häßlichen, wenngleich der Wechsel oft auch das kaum zur Geltung gelangte Schöne wieder rasch beseitigt. So hat sich die Mode, ohne Handschuhe im Salon zu erscheinen, welche vor einem Decennium in den aristokratischen Kreisen von Paris aufzutreten begann, indem man folgerichtig schloß: daß schöne Hände sich gern zeigen und zeigen müssen, häßlichen aber die Pflicht auferlegt sei, sich zu verbergen, und deshalb die Handschuhtracht als eine vulgäre den niederen Classen zuwies, nicht lange erhalten. Die Erklärung dafür ist in der Bemerkung eines Witzigen gegeben, dahin lautend: daß unsere Großmütter schöne Hände hatten, die Frauen der Gegenwart dagegen schöne Handschuhe haben.

Es gibt wirklich im Allgemeinen sehr wenig schöne Hände, trotz der altmodisch stabilen Redensart, die noch in gewissen Kreisen gang und gebe ist, in denen man Alles „aus schönen Händen“ empfängt, welche Schönheit man jedoch nie Gelegenheit hatte zu sehen, also die Huldbigung den Handschuhen darbringt. Nun ist aber kein Handschuh, und sei es ein mit Perlen und Diamanten besetzter, wie solchen Schmuck zuerst die Königin Margot trug, und später die Damen an den üppigen französischen Höfen ihren kostbaren Anzügen zugesellten, noch ein vom feinsten Canepin oder Hühnerleder gefertigter, davon man ein ganzes Paar in eine Nusschale packen konnte, nur im allerentferntesten mit dem Reize einer wirklich schönen Hand zu vergleichen, dem Zauber ihrer Naturfarbe und feinen Gliederung, und daher möchte es wohl auch noch vor hundert Jahren, als „der Großvater die Großmutter nahm“, nicht anders üblich sein, als den die Schönheit der Hand beeinträchtigenden Handschuh, kaum in das Zimmer oder in den Ballsaal getreten, auszuziehen. Wie viel die Sitten und Anstandsregeln sich mit dem Unbefalten und Ausziehen der Handschuhe zu schaffen machten, geht auch aus dem in Schweden herrschenden Gebot hervor: sich keinem Vorgesetzten in Handschuhen zu präsentiren; nur in den Händen halten durfte man sie, und aus diesem Grunde sehen wir auf vielen älteren Gemälden elegant gekleidete Damen und Herren, welche ihre neuen Handschuhe glatt und steif, als wären sie eben aus der Presse genommen, zwischen den Fingern gleich dem Fächer oder Sonnenschirm halten und mit diesem Wahrzeichen der Höflichkeit und des Anstandes ihre Promenade machen oder sich feierlichst begrüßen. Käme diese Mode wieder zur Geltung, würde man jedenfalls papierene Handschuhe zu diesem Zweck verwenden.

Es kommt hier nicht darauf an zu untersuchen, ob die Chinesen schon vor viertausend Jahren nicht nur gute Lederarbeiter und Fächer, auch ebenso geschickte Handschuhmacher waren und ihre Finger gleich wie ihre Ohren durch futteralartige Behälter schützten, oder ob die Aegypter es den Perlern, von denen Xenophon als Handschuhtragenden berichtet, in dieser Tracht gleichthaten; ob der erste Mouffe oder Fausthandschuh am Nordpol oder bei den Cassuben in Hinterpommern zu Stande kam, ob Laertes, als er die Dornbüsche in seinem Garten austrif, sich hirsch- oder hundelebener Handschuhe zum Schutz der Hände bediente, und Ritter von Zvein, den die provençalischen Dichtungen als den Erfinder der Handschuhtracht feiern, sich durch verblechte oder parfümirte diesen Ruf erwarb, sondern es gilt einfach nachzuweisen: welchen Zweck und welchen Nutzen ein Handschuh überhaupt haben kann, was ihn zu der Bedeutung gelangen ließ, ein Object dichterischer Begeisterung zu sein, oder doch mindestens als Talisman, als Symbol, als Liebeshieroglyph im Gedicht und Roman zu fungiren und selbst in der Geschichte einen Ehrenplatz einzunehmen, hier als deutscher Kaiserhandschuh von purpurrothem Zindel mit Goldblausiderei und Perlenbesatz, dort als Nürnberger Zinshandschuh von weißem Leder, wie auch die der

versammelten Richter zu Soest nur weiß sein durften als der Reinheit und Gerechtigkeit.

Feine Unterschiede bestanden auch in der Bedeutung, die dem gewirkten und dem genähten Handschuh beilegte; der kaiserliche Bischof durfte nur den gewirkten, mit einem goldenen Netz oder Edelstein auf dem purpurrothgebeudenen Handschuhriemen trug, des Kaisers Handschuhe von derselben Farbe mußten dagegen näht sein.

Der symbolische Handschuh ist am auffälligsten in seiner verschiedenen Doppelercheinung bei gleichzeitigem Gebrauch, so wie er Petrarca bei seiner Krönung an seiner rechten Hand einen Handschuh von Otternfell, weil „der Dichter wie die Otter ein Raube lebe“, und an der linken vom Fell des muntern Wiesels um die frohe Laune des Poeten anzudeuten.

Wenn der Handschuh selbst eine feine Zierrath gestattet, sind Ringe über den Fingern doch eine große Unschönheit, schon insofern auch höchst zweckwidrig, als sie das rasche Abziehen des Handschuhes verhindern. An der Hand selbst ist eine Last kein Zeichen eines feinen Geschmacks, sondern eher das Prahlerei, aber Ringe verunstalten auch die Hand selbst. Wenn jedoch ein Moment für die Ringtracht über dem Handschuh gelte, so wäre es nicht das, den Siegelring zum Briefverschlüß der Hand mit sich herumzutragen, sondern den Goldreif bei dem Trauungsact in der Kirche. Das Handschuhabziehen, während der Trauring der Braut auf dem Präsentirteller hingereicht wird, etwas sehr Positives, fast Komisches, das durch das Antreffen des Ringes über den Glacéhandschuh umgangen werden könnte, wenn man sich überhaupt nur die Hand in Handschuhen zum Lebenbunde zu reichen vermag, so mögen sie auch bei dieser Kirchenehre mit derselben identificirt bleiben. Auch würde es vielleicht genügen, in Halbhandschuhen oder mitaines, wie sie zur Watterzeit in fleischfarbener Seide oder schwarzem Filet aufkamen, in Luftspielen aus jener Periode von jungen Schauspielerinnen Erfolg angewendet werden, sich die Finger frei zu erhalten, den Ring ohne Aufentfall an den rechten Platz bringen zu können.

Hier tritt der grelle Gegensatz zur Handschuhpoesie. Wenn Fräulein Rosalind gerade einen Handschuh — kein andrer ihrer Toilettenstücke, nicht eine Schleife von ihrem Wamen, ein Ring von ihrem Finger wählte, um ihn in den Büsenfang hinabzuwerfen und den Ritter zu einer Liebesprobe herausfordern, so beweist dies, daß der Handschuh überhaupt als Object der Huldbigung und der Herausforderung zugleich gilt. Man war zur Zeit der süßen Minne und der rauhen Ritterzeit in dergleichen Verehrungsobjecten weniger scrupulös, jener gradsinrige Oberst M., der, als ihm eine vornehme Dame die Hand gnädigst zum Kusse reichte, dieser erwiderte, sie kam nicht verlangen, daß er Kableber kisse. Der Frauenhandschuh der Ritterzeit wurde nicht nur in Devotion an die Lippen führt, auch auf dem Herzen getragen, und bei Ritterturnieren in der Handschuh der Dame an dem Helm des Ritters befestigt.

Die Lettenbraut, unter deren strickenden Fingern der Handschuh als Heirathsvorbote entsteht und zu vielen Tugenden der Kästen des Mädchens aufgehäuft, dort bis zu dem entscheidenden Tag ruht, heftet ihn als Franze an die Zipfel eines weißes Tuches, welches sie jedem ihrer Hochzeitsgäste wie ein Ordenband über die Brust legt. An Tüchern und Handschuhen aus dem eigenen Fabrik, mit dem eiernem Strichnadelhandwerkzeug, das es an einem solchen Tage nicht fehlen; ohne sein baumwollenes Handschuhpaar trodelnd an der Schärpe zu haben, zieht Niemand gern heim von dem Hochzeitschmause; wer aber dennoch leer ausgeht, sorgt sicherlich für Spott und Strafe, welche die junge Frau noch in ihre neue Heimath verfolgen. In der Schweiz figuriren die Handschuhgeschenke der Sitte gemäß bei Tausen und Begräbnissen. Die Pathin muß dem Pathen ein Paar Taufhandschuhe kaufen, und eine Landesverordnung verbietet zugleich bei den Kindtaufen Handschuhgeld zu verabreichen. Unter allen Umständen müssen die Pathen das Kind, damit es ein anständiges Menschenkind werde, in Handschuhen über die Taufe halten. Die Sitte, bei Begräbnissen Handschuhe anzuhängen — wie bei uns Citronen an den schon Behandschuhten — beschränkt sich darauf, daß die hauptsächlichsten Leichenbegleiter von Seiten der Leidtragenden mit Handschuhen beschenkt wurden.

Der Handschuh und die Heirathsceremonie einerseits, die Liebe andererseits haben mit dem Handschuh einen engen Zusammenhang, und wir können wohl sagen, daß die psychologische romantische Geschichte des Handschuhes keine ganz leberne ist, ja auch der Stoff nicht absolut ein gegebener sein darf, obwohl seine weiße Lederhandschuh dem weißbaumwollenen den Rang abläuft, der da besonders unästhetisch erscheint, wo er als Reize zur Aesthetik dienen soll, nämlich an den Händen der bei der Aufwartenden. Man sollte nur Diener mit ebenso wohlgeformten wie geschickten Händen, die sich unter allen Umständen sehen lassen können, zum Tafelserveriren anstellen.

Der Roman und das Gedicht, die altspanische Romanen sogar schon, welcher Schiller den Stoff zu seiner Wallade lehnte, zeigen die geschickte Benutzung des Handschuhes als Knospe schürzer und Chepreucator: hier ist ein vergeßener der Berrath eines heimlichen Rebezbous, dort ein der Hand entfallener Schlüssel zu einer Intrigue, endlich ein vergifteter der Eiferigen Rächer, wie einen solchen die Gräfin Cosel der schönen venezianischen Malerin, der Gräfin Cocchini, die ihr die Liebe Augustin Starke zu rauben drohte, von dem Chemiker Volta zurückden heimlich zustellen ließ, der ihrem Körper einen entsehligen Schlag brachte, an welchem die junge Künstlerin starb. Taufähnliche Fälle weist die Geschichte jener Zeit auf, in welcher die Krankheiten noch nicht durch Gegengifte zu heilen wußte.

Daß die zarten Damen-Liebeshandschuhe noch mit einem besonderen wohlriechenden Zeige, zur Verschönerung der Hand dienend, sweet washed oder — auf deutsch — zugerichtet waren, ist noch zu erwähnen. Dergleichen eingetrigte Handschuhe trägt man heute wie damals — wer sich eben dazu entschließen mag mit gutem Erfolg, bei Nacht wie am Tage; die Hand jedoch welche des Puders, der Schminke und des aromatischen Zeigbedarf, um ansehbar zu sein, mag lieber den Handschuh anbehalten. Wer stellt sich nun aber in unseren Tagen selbst unter einem mittelalterlichen Ritter-Damenhandschuh etwas Anderes, als ein mit Milch und Alaun, Eiweiß und Baumöl, Stärkemehl, Tragant glänzend und steif gemachten Lederhandschuh vor, nur ein solcher der Inbegriff aller Handschuhheleganz ist und selbst im Winter von den Damen im Muff getragen wird, welcher in Pelz- und gefütterten Handschuhen, wie dieser zur guten alten Zeit an der Tagesordnung war und heute noch auf Reisen und der Jagd den Männern und auf dem Schulgange und der Schloßhandschuh den Knaben seine Dienste leistet, entbehrlich macht.

(Schluß folgt.)

[2770]

Ein Kind des Glücks.

Von Neumann-Strela.

Der Graf von Gotter war ein Kind des Glücks. Ihn, der als der Sohn eines herzoglichen Rathes geboren, strich die Hofluft gleichsam schon um die Wiege. Nach dem frühen Tode seiner Eltern nahm sich ein Beamter in Gotha des Knaben an und brachte ihn später als Pagen an den Hof. Durch sein Wissen und sein hübsches Aeußere empfahl sich Gotter den Herrschaften bald in solchem Grade, daß der Herzog den erst Dreiundzwanzigjährigen zu seinem Gesandten in Wien ernannte. Die Kaiserstadt, zur Zeit des prunkliebenden Karl VI., war der rechte Boden für den lebenslustigen Gotter. Rasch schwang er sich zum Günstling des Kaisers auf, der ihn in den Grafenstand erhob; und durch seine unzähligen Abenteuer und verschwenderischen Feste, die er in seinem Hotel gab, war er nach wenigen Jahren das Schöpfkind der Wiener geworden, aber auch unbarmherzigen Gläubigern in die Hände gefallen. Wiederholt hatten der Kaiser und der Herzog von Gotha seine immensen Schulden bezahlt, endlich aber, um ihn seinen Verlegenheiten zu entziehen, sah sich der Herzog gezwungen, ihn von Wien abzurufen.

Was Wunder, daß er sich nun in dem kleinen Gotha wie im Gefängnisse fühlte! Schon wollte er den Dienst verlassen und in Holland das Glück suchen, da rief ihn Friedrich II. als Oberhofmarschall nach Berlin. Ein inniges Freundschaftsband schlang sich um Beide, und Gotter war es, der nach dem Tode Karls VI. nach Wien ging, um Schlesiens von Maria Theresia zu fordern. Vergessens suchte ihn die Kaiserin an ihren Hof zu fesseln. Er kehrte nach Berlin zurück und setzte hier und in Potsdam sein würdevolles Leben in solcher Weise fort, daß einer seiner Zeitgenossen von ihm sagen konnte: Und hätte er Krösus' Schätze besessen, er hätte doch Nichts gehabt! Mehrere Male hatte ihm der König geholfen, endlich aber riß diesem die Geduld, und die Pforten von Sanssouci blieben dem Oberhofmarschall verschlossen. In Ungnade gefallen und ohne Geld, wollte er eben nach Gotha reisen, als ihm ein Loos der Londoner Lotterie angeboten wurde. Er vertraute seinem Glück und gewann — das große Loos.

Voll guter Vorsätze, in der Einsamkeit ein neues Leben zu beginnen, zog sich Gotter auf das Land zurück. Für 36,000 Thaler kaufte er einem Prinzen von Sachsen-Gotha das in Gotha's Nähe gelegene Landgut Molsdorf ab und schrieb einem Freunde in Wien: „Hier will ich leben und sterben wie Diogenes in seiner Tonne“. Aber schon nach wenigen Tagen gingen diese guten Vorsätze in Rauch auf. Der Graf langweilte sich, der Verkehr mit den Bauern widerte ihn an, ihn verlangte nach Gesellschaft; aber um diese standesgemäß empfangen zu können, mußte vor Allem das Schloß umgebaut, und der verwilderte Garten in einen herrlichen Park verwandelt werden. So zogen denn Bauherren und Arbeiter in Molsdorf ein, und der Graf zog es vor, bis zur Vollendung der Bauten auf Reisen zu gehen, nach Wien und Paris. „Im Wechsel rauschender, üppiger Vergnügungen fand er sein Glück“, sagt einer seiner Biographen. „Denn wenn auch zu Zeiten Ueberdruß und Ekel sich einstellten, so dauerte das immer nur kurze Zeit.“ Nach seiner Rückkehr trat er in ein hübsches Schloß mit Thürmchen, einem vergoldeten Balkon und Inschriften aus dem Horaz über allen Fenstern. Im Treppenhause war gleich neben dem Portal ein Weinhahn über einer Marmorhülle angebracht. Deffnete man den Hahn, so floß aus dem Keller Champagner in die Schale. Mit den Gemälden und Karikaturen, welche Gotter auf seinen Reisen gesammelt, wurde das Schloß überfüllt. Zu ebener Erde zwei Gemächer: Das „Billardzimmer“ und der „Saal der Tänzerinnen“, der sechs Portraits französischer und italienischer Künstlerinnen enthält. Im Speisesaale im ersten Stockwerk reißt sich Bild an Bild: Könige und Prinzen, Herzoge, Grafen und Barone, Minister und Generale bunt durcheinander, und in jeder Ecke steht mit goldener Schrift geschrieben: Vive la joie! Dann kommt das „Damenzimmer“. Auch hier wieder Bild an Bild, und inmitten seiner hohen Gönnerinnen und Freun-

dinnen blickt aus goldenem Rahmen Graf Gotter in Jägerkleidung hernieder. Zimmer folgt nun auf Zimmer, alle klein, dämmerig, auch eine Bibliothek ist da und ein Marmoraal. Doch vergebens sucht das Auge nach künstlerischen Seltenheiten; Nichts, als altmodische Sofas, Sessel, Schränke, Kommoden und Kamme, auf denen Meißener Porzellan steht. Zur Verschönerung des Parks hatte der Graf einen berühmten Gärtner aus Paris mitgebracht. Unter den dunklen Bäumen und um den Weiher wurden marmorne Götter und Göttinnen gestellt: Jupiter und Apollo, Minerva, Venus und Diana. Auf einem sonnigen Plage standen die neun MUSEN im Kreise, und zwischen und neben ihnen stiegen Wasserstrahlen lustig in die Höhe. Ueberall spielten die Wasser in Form von Sonnen und Sternen, die Hecken und Taguswände waren beschnitten, farbige Muscheln lagen am Wege, an behauenen Steinen standen Verse aus Virgil und Horaz, und auf mit Blumen überfüllten Terrassen dufteten Lorbeer- und Orangenbäume.

Jeder Tag sah nun Gäste in Molsdorf, und der Champagner wurde aus Rittershumpen getrunken. Kein Wunder, daß dieses Schlaraffenleben Summen auf Summen verschlang, und daß des Grafen Schatulle plötzlich leer war. Da hörte er von einer Lotterie, die im Haag gezogen werden sollte. Er nahm ein Loos

hatte er den Universitätsprofessor Wieland für werth befunden, in den Orden zu treten, und zu dessen Aufnahme war ein Capiteltag in Molsdorf anberaumt worden.

Es war ein Nachmittag im Juni. Vor dem Schlosse war ein seidenes Zelt mit vergoldeten Stützen errichtet, und auf dem sonnigen Plage zwischen den neun MUSEN war eine Dienerschaft beschäftigt, eine Tafel mit Confitüren und Champagnergläsern zu besetzen. Erwartungsvoll stand Wieland im braunen Frack auf dem Balkon; am Parkeingange harrete der Graf auf seine Gäste. Um die dritte Stunde erschienen die Carossen, und Gotter bot der Herzogin den Arm. Die Freundin Friedrich's von Preußen und Voltaire's war nicht schön, aber „rein wie Schnee und lieb wie eine Taube“. So besang sie nach ihrem Tode ein Dichter, der mit Entrüstung erzählte, daß ihr Reichthum sie mit den Worten anredete: „Durchlauchtigste, gnädigste Herzogin, große, große, erhabene Sünderin!“ Ihre Bufenfreundin, Juliana von Buchwald, führte der Herzog, ein trefflicher Regent, dem stets die unablässige Sorge für seines Landes Wohlfahrt am Herzen lag. Baron Frankenberg, die Marquise de Baronne, Herr von Molke und Fräulein von Neuenstein, Hofrath Cachenier, Fräulein von Dietfurt und andere folgten den Herrschaften. Ein Wink des Grafen, und in der Ferne ertönte eine sanfte Musik. Die Gesellschaft begab sich in das Zelt. An der Hand des Grafen trat Wieland in den Park — da wurde das Zelt geöffnet, und Bilger und Bilgerinnen kamen hervor, das Gewand braun und lang, der Hut mit Blumen bekränzt, der Stab mit rosa Bändern geschmückt. Auf der Brust trugen Alle eine Schleife mit der Devise: Vive la joie! Wieland war geblendet, wie im Himmel, und der Graf stellte ihn vor: Der Liebling der MUSEN, der unsterbliche Sänger von „Muzarion“, „Joris und Zenide“, „Diana und Eudymion“, der Verfasser von „Don Sylvio von Rosalba“ und „Agathon“. Unter den Klängen der Musik und dem Donner der Kanonen gelobte Wieland Verschwiegenheit, und damit war die Ceremonie beendet. Man verlor sich zwischen den Bosquets, auf den Terrassen, im Wirthsaal der Blätter, Blumen und Blüthen, bis die Sonne sank, und zwischen den Zweigen farbige Lampen leuchteten. Dann zur Tafel, an der sich die Herren Zwang aufzulegen mußten, denn die Herzogin liebte es, vom Champagner nur zu nippen. Vor jedem Gange stimmte Gotter nach der Ordensregel ein französisches Liedchen an, und um die neunte Stunde hob er den Stab und rief drei Mal: Vive la joie! Das war das Ende.

Wenige Jahre später waren die Gelder des Grafen abermals zu Ende. Da fuhr er nach Erfurt, Gotha, sogar nach Frankfurt und borgte. Doch als er sich zu gleichem Zwecke schon nach drei Monaten wieder auf die Reise begab, wurde er aller Orten mit Achselzuden empfangen. Dazu kam, daß er kränkeltete, die durchjubelten Nächte rächten sich grausam; der Arzt verordnete ihm, ein mildes Klima aufzusuchen. Aber völlig vom Gelde entblößt, blieb ihm Nichts weiter übrig, als Molsdorf zu verpachten. Erst nach langem Suchen fand sich ein zahlungsfähiger Pächter, und



Ein Kind des Glücks. Zeichnung von J. Watter.

und gewann zum zweiten Mal — das große Loos. Vive la joie! Er ließ goldene und silberne Medaillen mit seinem Bildniß prägen; er engagirte einen tüchtigen Maler in Erfurt, der ihn einige duzend Mal für seine Freunde in allen Ländern malen mußte; und Sonntags nach der Kirche ließ er die Diener und Bauern in den Park rufen und warf ihnen vom Balkon Goldstücke an den Kopf. Vive la joie! Das war auch die Devise des Ordens „Die Eremiten zum guten Humor“, dessen Capiteltage häufig nach Molsdorf verlegt wurden. Dieser Orden, auf Wunsch der Herzogin Luise Dorothea vom Herzog Friedrich III. von Gotha gegründet, blieb den Nichteingeweihten lange ein Räthsel. Man sah ihn als eine Fortsetzung des Rosenkreuzbundes an oder schob ihm politische Zwecke unter; bis später der Dichter Gotter in seinem Büchlein „Zum Andenken der Frau von Buchwald“ erzählte, daß „anständiges“ Vergnügen das A und O dieser Versammlungen gewesen sei, „Freude, deren Genuß die Seele erhebt, ohne sie zu berauschen oder ihr den bitteren Nachgeschmack der Reue zurückzulassen.“ Graf Gotter war die Seele des Ganzen, der talentvollste Arrangeur und der Herzogin rechte Hand. Seine Anordnungen billigte sie im voraus, und war er fern, so bestimmte er Costümänderungen und schlug neue Mitglieder vor. Einmal

mit Thränen in den Augen nahm Gotter von seiner Bestimmung Abschied. Er stieg zu Pferde, ritt um das Schloß, durch den Park, über die Felder und rief: „Leb' wohl, du liebes Molsdorf, du hast mir viel Geld gekostet!“ In Montpellier, wohin er sich nach einem Aufenthalte in Paris begab, setzte er aber sein lockeres Leben fort; einmal verspielte er in einer Nacht die halbjährige Pachtsumme für Molsdorf. Abermals in Bedrängniß gerathen, wandte er sich an den König von Preußen, und die Sonne von Sanssouci sollte ihm wirklich wieder leuchten. Friedrich der Große berief ihn als Generalpostmeister nach Berlin, wo der „alte, lebendig-todte Mann“ trotz seiner Leiden herrlich und in Freuden lebte, bis er in seinem siebzigsten Jahre starb und auf königliche Kosten begraben werden mußte. Molsdorf fiel wieder an das Haus Gotha zurück. Im Schlosse ist fast noch Alles wie zu Gotter's Zeit geblieben, aber die Götter und Göttinnen und Wasserkünste sind bald nach dem Tode Friedrich's IV. aus dem Park entfernt worden. Jetzt ist es hier still, denn fern vom Schienenwege, zwischen Korn- und Kartoffelfeldern liegt das Schloß, und selten wird noch ein Tourist in Dietendorf die Eisenbahn verlassen und auf dem schlechten, sonnigen Wege querfeldein nach Molsdorf wandern. [272]

Die arme alte Frau.

Jugenderinnerungen von Maurus Tokai. *)

Wahrlich, das ist schon lange, lange her! Es war, als man mich zuerst zur Schule führte, der ich 1825 geboren worden.

Ich bin damals ein so winziger Junge gewesen, daß ich kaum vom Boden aufblicken und den Pfalter tragen konnte, faßte ich letzteren auch mit beiden Händen an.

Mein guter Vater führte mich eines Tages an der Hand nach einem entseßlich großen Gebäude mit dicken Mauern, schwindel-erregenden Steintreppen und endlosen Corridoren.

O, als welche Giganten erschienen mir die älteren Studenten! Wie viel mußten die schon wissen, was ich noch nicht wußte!

Mein guter Vater öffnete eine der nach dem Corridor mün- dendes Thüren und mich an der Hand haltend, ließ er mich voraus eintreten.

Dreihundert Kinder in meinem Alter saßen da drinnen auf dreihundert Bänken. Ein fürchterliches Reich, in dem bloß Kinder wohnen! An der Wand eine riesige Tafel; auf ihr standen erschreckend große Buchstaben geschrieben. Nach diesen wies ein hoheitsvoll blickender Mann mit einem mächtigen Stöckchen, das Kinderlager aber sagte dazu: „ab = ab, Eisenstab, rührt man dran, heißt der Rab!“ Als er uns gewahrte, jener würdevolle große Herr dort an der Tafel, nahm er das Stöckchen unter den Arm, kam auf uns zu und grüßte. Mein gesegnet guter Vater sagte ihm, daß er ihm einen Rekruten bringe; er möge mit mir die Mühe nicht scheuen.

Der Mann streich mit der Hand über meinen glattgeschorenen Kopf und frug mich, wie ich hieß?

Ich sagte, ich heiße „Maurus“.

Er lächelte darüber. Ein sonderbarer Name. Ich begann mich zu schämen. Diese Jungen werden sich gewiß darüber wundern, daß man Jemand Maurus heiße und nicht ordnungsgemäß Anton, Johann, Stephan u. s. w.

Der große Mann, den die Knaben, die Finger emporhebend, mit „Herr Rector“ ansprachen, gab meinem guten Vater das Geleit bis vor die Thür; dann kam er zurück und setzte mich in die zweite Bank zwischen einen berockten und einen barfüßigen Jungen. Der Barfuß war der Erste; denn hier bestimmte den Rang das Verdienst. Derselbe war eine ernste sittsame Persön- lichkeit und emsig bestrebt, zwischen zwei Linien runde Buchstaben so aneinander zu reihen, daß ihm vor großem Eifer Aug' und Mund offen standen.

Jedoch der berockte Nachbar, das war ein ausgelassener Junge. Nachdem er sein Heft mit Dinte vollgeklopft hatte, machte er Fliegenhäufel daraus und auch mich forderte er auf, ihm dafür Fliegen zu fangen, was ich für alle Schätze der Welt nicht gethan haben würde. Deswegen begann er dann mich auszu- spotten; er sagte immer: „Mau-rus!“ Darüber schämte ich mich gar sehr und konnte nicht mal zurückspotten, denn er hieß simpel „Ghuri“ (sprich: Djuri = Jörg).

Dann kam die Reihe aus Besen. Der Rector rief auch mich aus der Bank heraus und mich zwischen seine beiden Kniee neh- mend, zeigte er in den Pfalter und forderte mich schön freundlich auf, ihm zu sagen, was das für ein Buchstabe sei?

Er dachte, ich sei noch nicht weiter! Oh! meine guten Eltern hatten daheim mich bereits lesen gelehrt, ich ersafte daher den Pfalter mit beiden Händen und begann rasch zu lesen, bis mir der Athem ausging. Der Herr Rector streichelte mir den Kopf und sagte, daß das wahrlich schon ganz gut gehe.

Mir glühte das Antlitz, daß ich kaum noch die Buchstaben sah. Seitdem bin ich zwar einige Male belobt worden, aber so süß klang mir ein Lob niemals mehr, wie jenes meines ersten Lehrers, als ich so stiefend aus dem Pfalter zu lesen wußte.

Und, ach, wie wurde ich an jenem Mittag daheim empfan- gen! Wie ein von glorreichen Siegen heimkehrender Held! Meine gute Mähme buß für mich eine Pfäulentorte, und ich that sehr stolz vor dem Gesinde, als ich mich hinaussetzte unter den Maul- beerbaum und laut den kleinen Katechismen zu lernen begann und die interessanten Wissenschaften des kleinen dreifachen Ge- schichtspiegels, den man bei uns Calvinisten in Ungarn seit Jahr- hunderten hat.

Was ist aus den dreihundertunddreißig Knaben geworden, welche damals mit mir die erste Classe des Collegiums zu Komorn besuchten? Die Meisten sah ich nach ihrem Abgang von der Schule niemals wieder. Als ich selbst zu solch einem Riesen aus- gewachsen war, wie ich sie vordem antaunte, wenn sie vier Stu- fen der Treppen auf einmal nahmen, waren wir unser kaum noch Zwölf in der höheren Classe.

Die Einen waren unterdessen vom Schneider und Schuh- macher, Andere vom Tode fortgenommen worden u. s. w. Von jenem standhaften Duzend geht der Eine und Andere noch jezt mit mir in die Schule, in welcher der sehr weisheitsvolle Meister „das Leben“ uns aus dem nie ausgelerten Buche „die Erfah- rung“ unterrichtet. Zwei, drei haben nummehr auch diese Schule absolviert, ruhen still daheim, im Schoß der Mutter Erde und wissen jezt bereits Alles. Einige sind glücklich geworden, Anderen ist es traurig ergangen, und von Etwelchen weiß ich gar Nichts.

Eines Altersgenossen erinnere ich mich besonders, obwohl er schon nach der untersten Classe weglieb. Es war mein erster Nachbar, der kleine Ghuri.

Es war ein ebenso lebhafter, als muthwilliger Knabe. Im Baumklettern und Schlittschuhlaufen, im Nachahmen von Vogel- stimmen und Federbüchsenmachen kam ihm Keiner gleich.

Und wie er die so viel größeren Jungen schlug, daß sie wei- nend dem Rector klagten, die Pfirsiche noch grün aß und die herrenlosen Hunde reizte! Alles Unternehmungen, zu denen ich nicht den geringsten Muth verpürte.

Ich war viel zu schüchtern, um nicht zu sagen zu feige in diesen Dingen. Während die anderen klügeren Kinder Ball schlagen und nach Herzenslust im Freien sich tummelten, baute ich mir im entferntesten Winkel unseres Gartens aus Maisstengeln ein Haus, in das man sich verkriechen konnte; schnitzelte dort alle Gattungen von Waffen gegen eingebildete Feinde und warf Todtengrüfte auf, in Kammern eingetheilt, in welchen ich meine kleinen Todten,

die Leichen umgekommener Seidenwürmer beisezte. Ein kleiner Glockensuß stand auch daneben, zum Grabgeläute, und ich schrieb die schönsten Grabinschriften für sie wie für gefallene Helden.

Eines Tages besuchte mich auch mein Kamerad Ghuri in meiner Maisstengelfestung, neben meiner Seidenwürmergruft, an einem Sonnabend Nachmittags, als es keine Schule gab.

Meine Unterhaltungen gefielen ihm aber keineswegs. „Du bist ja gerade wie meine Großmutter,“ sagte er, die Nase rümpfend, „die sich auch nur mit Todtensärgen amüßirt. Ihr würdet gut zu einander passen.“

„Mit Todtensärgen?“ fragte ich betroffen. „Ja wohl,“ erwiderte Ghuri, „sie hat sogar drei Särge, in die sie sich abwechselnd zu unserem Schreden zu legen beliebt. Dann zieht sie sich wie eine Todte an, thut, als ob sie gestorben wäre, und hat nur die eine Herzenssorge noch, ob man sie auch hübsch begraben werde.“

Meine Aufmerksamkeit war gewaltig erregt, und ich freute mich nicht wenig, als der kleine Ghuri mich bei meinen Eltern für den folgenden Tag, den Sonntagnachmittag, zu sich ausbat. Und richtig, zur festgesetzten Stunde kam er denn auch mit einem Diener und holte mich ab.

Ghuri's Eltern wohnten in einem hübschen Hause mit grünem Thore; die sämmtlichen Fenster, welche nach der Straße gingen, waren mit Eisen vergittert. Ein grimmig aussehender Löwen- kopf hielt zwischen den Zähnen den Ring des Thürklopfers am verschlossenen Thore.

Durch einen langen Corridor und durch die Küche gelangten wir in die Kinderstube. Dort setzte sich Ghuri sofort in Activität. Er gab dem Stubenmädchen Befehl, daß es uns rasch das Vesper- brod bringe, Kefsel, gerösteten Kuchen, Butterbrode und Misse. Dann holte er sein Spielzeug hervor, womit jeder Winkel ange- füllt war; Trommeln, Schwerter, Büchsen, Kanonen, Klapper- stöckchen, blökende Schafe und fast unermüdlische Spielbojen — man sah aus Allem, daß er das Nesthäkchen des Hauses war.

Raum aber hatten wir ein Regiment bleierner Soldaten in Reih und Glied gestellt, als das Stubenmädchen mit der Weisung kam, das Spielen vorläufig sein zu lassen, bis Großmama uns Beide gesehen habe. Ghuri weigerte sich kurzweg, der Einladung Folge zu leisten. Was wolle denn die Großmama von ihm? Sie habe ihn doch oft genug gesehen. Heute sei Sonntag, Ferientag, heut' möge man ihn spielen lassen.

Die Höhe wollte ihn zwingen. Da riß aber Ghuri sein hölzernes Schwert heraus und versetzte ihr einen Schlag über die Hand, daß sie weinend abging. Ich war nicht wenig erschrocken. Ich dachte, über den kleinen Mißthäter werde sofort ein fürchterliches Strafgericht herein- brechen — und „mitgefangen, mitgehungen.“... Allein Nichts von dem geschah. Es erschien vielmehr die Mutter Ghuri's nach dem Stubenmädchen und zwar nicht mit der Ruthe, son- dern mit dem freundlichsten Gesichte. Sie hatte solch gute, sanfte, feine Züge, ach, und so kummervolle Augen. Sie bat Ghuri so schön, daß er zur Großmama kommen möge, sie ver- sprach ihm einen Kanarienvogel und jagte mit einem Kuß zu ihm: „Wenn Du mich liebst, wirst Du gehorsam sein.“ Und dann fügte sie hinzu, daß er sich vor mir schämen müsse, der trostige Junge, der er sei. Ich war ganz betroffen. Mit mir zu Hause machte man nicht so viel Umstände.

Endlich ließ er sich durch ihre und meine Bitte bewegen, und die sanfte Frau führte uns an der Hand durch eine Reihe prach- tvoller Gemächer ins Zimmer der Großmama.

Es war dies eine geräumige, aber dunkle Stube, mit ge- blimten, verbläuten Vorhängen vor den Fenstern, altmodischen Glaschränken und hohen, mit schwarzem Leder bezogenen Lehn- sesseln.

Ueber einem schwarzledernen Sopha hingen die Bildnisse eines Herrn und einer Dame in längst vergangener Tracht. Der Herr in ver schmürtem ungarischen Halbrock, die Dame mit thurm hohen Haarloden und einem Band um die Stirn.

Im Hintergrund des Zimmers befand sich ein großer Koll- stuhl, und in diesem saß eine greise Frau. Auch sie trug sich nach längstvergessener Mode, ein lavendelfarbenes Kleid mit aufge- bauhten Falten und eine gesteierte Haube. Vor den Augen aber hatte sie einen großen grünen Schirm, daß man fast Nichts von ihrem Antlitz sah. So saß sie dort, die beiden mageren Arme auf den Stuhllehnen, und als sie die Thüre gehen hörte, frug sie mit kläglichem Ton: „Wer ist's?“

Ein altes Fräulein, irgend eine langjährige Gesellschafterin, antwortete: „Der Ghuri und der Maurus.“

„So?“ erwiderte sie und hätte es gar gerne gehabt, uns zu sehen. Ghuri's Mutter führte uns zu ihr. Die Augen der Großmutter waren schwach, gegen Abend konnte sie kaum noch die Gestalten unterscheiden. So legte sie uns denn die beiden Hände aufs Haupt und betastete uns. Und sie unterschied uns wohl. Das war der Ghuri, das der Maurus. Jener hatte krau- ses Gelock, mein Blondhaar war schlicht und glatt.

Dann nahm sie uns bei den Händen. Welche Kraft war noch in diesen dünnen Fingern! Ghuri wußte sich nicht darans zu befreien. Er mußte still halten und mit der Großmama sprechen.

Die alte Dame war bei besonders guter Laune und Leben's- froh. Sie frug mich nach Allem aus, wovon sie mir Kenntniß zutruhen konnte. Sie frug mich, was ich, der Advokatensohn, werden wolte? Ich sagte ihr, ich möchte Agent in Wien werden. Das fand sie ganz am Orte. Sie ermutigte mich, ich möge nur gut lernen, sie habe ein sehr schönes Lesebuch; wenn ich mich gut betrage, so werde sie es mir vermachen, sobald sie sterbe.

Ghuri begann unruhig zu werden. „Die Großmama ist schon wieder mitten drin im Testament. Man lasse mich nun endlich zum Spielen fort.“

Auf diese naive Äußerung begann die gute Alte zu lachen. Sie hatte zwar keine Zähne mehr, aber lachen konnte sie immer noch.

Da rief uns das Stubenmädchen zum Vesperbrod. Das alte Fräulein faßte die Lehne des Armsuhls an und fuhr ihn nach dem Speisezimmer, wo ein langer Tisch stand, mit Tassen, Backwerk und Kuchen besetzt.

Es war große Gesellschaft. Der kam aus jener, der Andere aus einer anderen Thür herbei; genug, sie füllten das Zimmer. Und die große Gesellschaft gesamt war die Familie der Groß- mütter. Zuerst ein würdevoll aussehender Mann mit hoher Stirn über düsteren schwarzen Augen, vor denen ich mich fürchtete. Das war der älteste Sohn der Großmama.

Seine Gattin war die freundliche, sanfte Frau, Ghuri's Mutter. Dann war noch eine größere Schwester Ghuri's da, ein schlantes, blaßes Mädchen, das demnächst in eine Erziehungs-

anstalt gesendet werden sollte, sowie ein Brüderchen, das die Arme auf den Armen trug.

Außerdem befanden sich dort noch der jüngste Sohn der Groß- mama, ein Infanterieoffizier; eine verwitwete Schwiegertochter mit ihrem Knaben und einem rothwangigen Mädchen, das sich ein- bildete, sobald sie wachse, werde sie auch ein Junge werden müßte. Endlich noch ein jüngerer Bruder der Großmama, ein pensionirter Husarencapitän, in dessen Schadel ein Stück Silber eingewir- war; ferner die Tochter eines Geschwisterfindes, ein damals schon sehr heirathsbedürftiges Mädchen. Noch eine andere Verwandte, die ich später erfuhr, befand sich in der Küche. Dieselbe pflegte ab- nie unter den Anderen zu sitzen, denn man liebte sie nicht. Wo- warum? das weiß ich nicht.

Als man uns zum Niedersetzen einlud, waren wir gerade Bierzeihn, darunter nur zwei Fremde: die Gesellschafterin und der All die Uebrigen gehörten zur Familie.

Eine sehr gute, liebe Familie! Die Großmutter hatte ein vier Mal größere Tasse, als die Anderen, und diese füllte sie zwei Mal mit Kaffee. Sie aß von Allem und entsann sich an Alles, das noch auf dem Tische sein mußte, und gab man Nichts davon, so beklagte sie sich. Dazwischen frug sie oft, denn auch die Kinder essen?

Der pensionirte Capitän und der Infanterieoffizier banden mit Ghuri an, daß auch er Soldat werden möge, und für was sich entscheide? Wolle er Husar werden oder Infanterist? Er antwortete, er gedente weder Husar zu werden, noch Infanterie- sondern General.

Der jungausgeschossene Student bediente das Geschwisterkin- worüber dieses so sehr lachte, daß die Frau Wittve mehrmals das den Kopf schüttelte. Als dann aber der Herr mit der hohen Stirn zu sprechen begann, da schwieg Eidermann; es war nicht gestattet ihm ins Wort zu fallen. Während er sprach, wagte sogar die Großmutter nur durch Winke verstehen zu geben, daß sie von dem oder jenem essen wolte.

(Schluß folgt.)

Der Blumengarten des Genfersees.

Von Marie Giese.

Seit der letzten Woche des März wurde es dem Frühling an den Ufern des Genfersees zu enge. Das Grün fand nicht Platz auf den lieblichen Matten von Vehtaus, Montreux und Clarens es kletterte Tag um Tag weiter hinauf an den sonnigen Fel- wänden von Olion, das sich zweitausend Fuß hoch über dem See erhebt. Die Blumen wollten nicht zurückbleiben, sie zogen mit und in dem zarten Gras unter dem Schutz von tausend Maul- bäumen und Dornbüschen, angelächelt von der südlichen Sonne gefächelt von der weichen, feuchten Luft des Sees, haben sie ihre Kelche geöffnet und schiden duftige Grüße hinab zu den Schim- stern, die in den Thälern und Schluchten zu ihren Füßen blühen. Die Menschen sahen es und wollten nicht träger sein, als die Blumen.

Wie lockend das Plateau des Felsens von Olion über die grauen gothischen Kirche von Montreux liegt! Du hast die engen wirklichen Gäßchen der kleinen Stadt mit ihren alterthümlichen Häusern hinter dir; malerisch durcheinander geworfen lehnt das ganze Nest an den laubreichen oder rebenbedeckten Abhängen der Felswände, und in der Mitte der Hauptstraße stürzt ein reizendes Bach aus der hier beginnenden Schlucht des Chaudron herab. Du stehst eine Minute stille und wirfst einen Blick in diese Schlucht. Vorbeerbäume stehen ernst und regungslos auf dem hellen Gras- teppich am Eingang der steilen Schwand; durch die Breite des Abgrundes von ihnen getrennt, neigt sich ein weißblühender Baum über den schmalen, in den Felsen gehauenen Pfad. Ephen, Moos und fremde Schlingpflanzen bekleiden die grauen Wände, und bald entzieht dir eine vorspringende Felssecke die Aussicht in diese malerische Schlucht. Der Weg, welcher sie durchzieht und auf die Berge führt, denen der reizende Bach entspringt, ist weit und selbst an diesem warmen Frühlingstage zu kühl, darum vorüber. Der letzte Theil der engen Straße ist bald zurückgelegt, obgleich man genöthigt ist, sich hier und dort in eins der alten Häuser zu retten oder sich an die Wand derselben zu drängen, um nicht von einem Frachtwagen übergefahren zu werden oder unter die blum- pen Hüfe eins der stämmigen, waadtändischen Pferde zu gerathen mit denen er bespannt ist. Nun öffnet sich der Blick ins Freie, in ein gelobtes Land, besungen, wer kann sagen von wie viel Zün- gen! Du gehst an der Kirche von Montreux vorüber, deren be- rühmte schattige Terrasse ein neuer Schriftsteller, Hermann Grimm den lieblichsten Ort Europa's nennt, den zahllose große und kleine Dichter gepriesen und verherrlicht haben. Die hohen Maul- bäume, welche den schönen, alten Bau umgeben, haben ihre Blätter noch nicht entfaltet, aber das erste weiche Laub der Kastanien schimmert schon verheißungsvoll durch das Labyrinth der Zweige an der schroffen Felswand über der Kirche, und unter ihnen in jungen Grase dämmert hin und wieder ein blauer Hauch, unter- brochen von kleinen, weißen Flocken. Das sind Weilchen, Schme- glöbchen und Crocus, die ersten Frühlingsboten auf diesen steilen Höhen. Du folgst dem Wege, der sich in einem großen Bogen bequem am Felsenabhänge hinzieht. Rechts, zu deinen Füßen in der Tiefe, glänzt der See, und jenseits desselben ragen schwarz- schneebedeckte Bergzacken empor. Dünne, federartige Wälder schweben über ihnen im blauen Aether, ein weißer Schleier ver- hüllt die Herrlichkeit des schönsten Berges jener Alpenkette.

Ein Fußsteig mündet in die Fahrstraße; er ist steil, aber ge- fahrlos, und wer das Wasser der sieben Cascaden rauchen hören will, muß sich in sein Dunkel vertiefen. Ueber ihm wölben die Zweige sich zu gothischen Bogen, zu kühlen Hallen. Zumeist öffnen sie sich, um dir eine finstere, föhrenbedeckte Kuppe oder ein Bild im Rahmen eine von der blauen Fluth umspülte Land- zunge zu zeigen, an denen das meilenweite Ufer vom Rhodan bis zum fernen Jura hin so reich ist. Jezt tönt das Rauschen eines Wagens zu dir empor, und hinabstehend siehst du unter dir die Thurmspizze der Kirche von Montreux, die nicht ge- baut, sondern aus dem epheumponnenen Felsen emporgewachsen zu sein scheint, der sich anmuthig zum See hinabjenseht und dem Fuß Wurzel darin gefast hat. Doch —

„Was ist das für ein Rauschen? Das kann kein Rauschen sein! Es klingen wohl die Rigen Dort unten ihren Reihn?“

Ein Schritt um die Ecke des Felsblockes, der dir den Pfad ver- sperrt, und die erste der sieben Schwestern springt dir leuchtend und glitzernd aus dem braunen Gestein entgegen. Ihr Perl-

*) Der Verfasser dieser Erzählung ist der begabteste und fruchtbarste Romanchriftsteller Ungarns in der Gegenwart. Maurus Tokai, Ehler von Aba, ward am 19. Februar 1825 zu Komorn geboren und ist seit 1863 Eigen- thümer und Redacteur des großen politischen Tageblatts „Hon“; durch ein Leben voll ehrender Kämpfe und heißen Bemühens hat er sich unter seinen Landsleuten die Achtung und Liebe Aller und einen unvergänglichen Namen erworben.

schmuck funkelt in dem Sonnenstrahl, der hier das Gezweig durch-
 bricht, und verschwenklich wirft sie ihn nach allen Seiten in das
 weiche, grüne Moos, macht drei wilde Sprünge über wüßtes Stein-
 geröll und Eichenstämme, sammelt sich in einem Bassin, das sie
 selber mit unverdrossener Mühe in den felsigen Grund gehöhlt
 hat, und entleert dann mit leisem Rauschen durch einen tiefen
 Spalt in versteckte, heimlich-unzugängliche Regionen, und während
 du deinen Weg nach oben verfolgst, tönt ihre Stimme nur noch
 dann und wann träumerisch flüsternd an dein Ohr, bis sie end-
 lich ganz verstummt. Nachdem du eine Viertelstunde lang durch
 die grüne Wildnis aufwärts gestiegen bist, scheint sie plötzlich zu
 neuer, alter Kraft zu erwachen und setzt mit dem vollen Brausen
 eines frischen Mühlbaches ein; du blickst überrascht zur Seite —
 da öffnet sich dir ein neues Bild. Ein wilder Duell schießt über
 deinen Pfad, stürzt über die feineren, naturgebildeten Stufen
 den Abhang hinab, in toller Hast und Lust, als könne er den
 Augenblick nicht erwarten, um sich in den Schoß des Sees zu er-
 gießen, der ihm wie im Traum aus der Tiefe entgegen lächelt.
 Dein Fußpfad wird enger und enger, ein zweiter, steiler und stei-
 niger, durchkreuzt ihn. Stellenweise ist er von Gestrüpp über-
 wuchert. Kein Rauschen der Cascaden, keine Menschenstimme
 rings umher. Du blickst um dich und siehst Nichts, als verschlung-
 gene Zweige. Die schroffe Wand des Felsens von Gion ragt
 nicht mehr zu deiner rechten, sondern zur linken Hand empor.
 Solltest du von dem rechten Pfade unvermerkt abgeirrt sein?
 Unten, in schwindelnder Tiefe glänzt es blau, und blau leuchtet
 es durch die verschlungenen Zweige über deinem Kopf — See und
 Himmel, die einander in liebevoller Harmonie anschauen, und die
 goldene Sonne spielt in dem Gebüsch, das du eben mühsam durch-
 dringst, um zu sehen, ob dein Pfad sich ganz ins Enge verliert,
 und ob du wohl gar umkehren mußt, um die Höhe zu erreichen.
 So fragst du dich zweifelnd, als über deinem Haupte der um-
 melodische gellende Ton einer Glocke die tiefe Stille unterbricht.
 Noch eine kurze, aber mühsame Strecke kämpfst du dich durch das
 Dickicht und erreichst das Plateau, auf dem sich das stätliche Gast-
 haus des waadtländischen Rhigi erhebt. Man läutet zu Mittag,
 und aus den Nebengebäuden oder von den Terrassen eilt die
 Menge der Fremden dem Hauptgebäude zu, um sich an einer mit
 allem Luxus ausgestatteten Tafel zu versammeln und zu erquicken.
 Du aber trittst unbeachtet auf die Terrasse, setzt dich in den
 Schatten eines portugiesischen Lorbeerbaums, legst die Hände in
 den Schoß, schließt eine Minute lang die Augen, bis sich das
 schnelle Klopfen deines Herzens beruhigt hat, und blickst dann
 hinab in das Paradies zu deinen Füßen.

Halb Gebirgssee, halb Meer liegt er da, der blaue Leman,
 und sein Wellenspiel bewegt den Kristall seines Spiegels. In
 den Buchten von Clarens, wo die Trauerweiden ihre salben-
 zarten Zweige schwermüthig in seine stille Fluth senken, schimmert das
 Wasser in einer helleren Färbung, in einem Schmelz, wie ihn
 köstlicher, lichtblauer Sammet bestift. Man sagt, daß es sanftige
 Antiefen sind, welche diesen zauberischen Schimmer erzeugen. Je
 weiter dein Auge sich vom Ufer entfernt, desto mehr verdunkelt
 sich das Blau, bis es die tiefste Färbung des Ultramarin an-
 nimmt, hier und dort von helleren Streifen durchzogen.

Die Sonne hat sich jetzt bis zur Mittagshöhe erhoben und
 beleuchtet das große Bild mit ihrem vollen Glanze. Der Alpen-
 zweig, auf dessen anmuthiger Höhe du stehst, umfängt den See
 in einem weiten Halbkreise; zur Linken endet er, wo die Rhone
 ihre Fluthen dem Wasserspiegel zuwollt, zur Rechten senkt er sich
 in schönen Abstufungen zur Jurafette hinab, die den westlichen
 Horizont in weiter Ferne abschließt, deinem Standpunkt gegen-
 über am südlichen Ufer start die schroffe Kette der Savoyer Alpen
 empor. Ihre öden Kluppen, ihre zackigen, zerjagten Kämme und
 ihre dunkeln, jäh zum See herabfallenden Wände bilden einen
 majestätischen Gegensatz zu den sanften, eintönigen Linien des
 Jura, den du mehr ahnst, als siehst, der mit seltenen Ausnahmen
 im Duft der Ferne verschwindet. Wenige ärmliche Ortchästen
 steigen drüben am Fuß der Savoyer Alpen gleichsam aus dem
 Wasser empor. Zudem dein Auge diesem Gebirgszuge folgt, der
 in seiner Schroffheit und Dede dich zwar bedrückt durch die starre
 Symmetrie seiner Formen, aber deinen Blick zugleich anzieht,
 wird es zur Linken von einem riesenhaften, lichtumflößenen Ge-
 bilde gefesselt. Die östliche Flanke auf die Thalhöhe gestützt,
 gleich einer Festung, die den Eingang in das Rhonetal deckt,
 steigt der Dent du Midi in einer Höhe von mehr, als elftausend
 Fuß zum Himmel empor. Zahllose, schneebedeckte Terrassen,
 riesige von der Hand der Natur gebildete Stufen, führen zu die-
 sem feenhaften Felsenstolz hinauf. Seine Zackenkrone ist ein
 Wunder von ebenmäßiger Schönheit.

Und nun wende deine Augen von der majestätischen Alpen-
 kette, die uns den Garten Italiens versperrt, und laß sie die Ab-
 hänge hinabgleiten, welche sich im Schweizerland zu deinen Füßen
 hinziehen. Auf der letzten jener zahlreichen Landzungen steigt
 malerisch die Hauptstadt des Cantons, das freundliche Lausanne,
 empor; die weißen Häuser seines Hafens schimmern deutlich über
 das duftige Blau des Sees zu dir herüber. Ringsumher, zerstreut
 oder in Gruppen Willen, Landhäuser und Hütten zwischen Dör-
 fern und alterthümlichen Städtchen. Von dem reizenden Wevay
 mit seiner Reihe stolzer Hôtels am Quai bis zu dem alten Ville-
 neuve, der Villa nuova der Römer, am Eingang des Rhonetals,
 reihen sich La Tour, Buvier, Clarens, Berney, Montreux, Co-
 longe, Beytaux in anmuthigem Durcheinander, halbversteckt in
 Gruppen herrlicher Kastanien und Nußbäume. Höher hinauf an
 diesen blühenden Abhängen entdeckst du friedliche Bergdörferchen
 und, so weit der Blick reicht, einsame Sennhütten, selbst noch da,
 wo die saftig grünen Matten von düstern Waldgürteln unter-
 brochen sind, und wo starr graue Felswände plötzlich die Aus-
 sicht in die hochgelegenen Thäler versperren.

Unter allen Punkten unten an dem Ufer des blauen Sees
 ist einer, der deine Augen immer wieder anzieht, so oft du sie
 auch von ihm abwendest, um einen dauernden Gesamteindruck
 des großen Rundgemäldes zu gewinnen. Hinter dem alten Städt-
 chen Clarens, dessen neue prächtige Willen sich in schöngepflegten
 Gärten hart am Ufer hinziehen, treten die Alpen — deren höchste
 Spigen dort die Plejaden und das Kübli heißen — etwa eine
 halbe Meile oder noch weiter vom See zurück, um einem Terrain
 Platz zu machen, das man den Garten des Leman nennen sollte.
 Auf diesen wellenförmigen, von vereinzelten Weinplantagen
 unterbrochenen Matten sprießt ein frischeres Grün, und die Bäume,
 welche hier, wie in Obstgärten, in ziemlich weite Zwischenräume
 getrennt sind, zeichnen sich durch Größe und Schönheit vor allen
 aus, die du bisher gesehen hast. Hier und dort erhebt sich ein
 vereinzelter, mit einem alterthümlichen Schlosse gekrönter Fels,
 oder vom Gebirge aus streckt sich ein sanfter Hügelrücken gemäch-
 lich ins Land hinein und trägt ein unter Bäumen verstecktes
 Dörferchen, während an seinem Fuße aus einem Wäldchen von

Kastanien eine Thürmspitze hervorrage, und die weiße Wand
 einer Villa aus dunkeln Lorbeergebüsch hervorleuchtet. Dorthin
 locht es dich, jetzt wo die Sonne auf ihrem Höhepunkte steht, und
 der Schnee der gegenüberliegenden Alpenette, der Glanz des
 Dent du Midi dich zu blenden beginnt. An die kühlen Farben
 des Nordens gewöhnt, ermüden deine Augen und schließen sich
 vor dem bunten, lebensreichen Gemälde. Wenn du dem Pfade
 folgst, der, zuerst allmählig bergan- und dann wieder hinabsteigend,
 sich dem Fuß des Rocher Berrour nähert, so erreichst du den Pont
 de Pierre. Hier überschreitest du den brausenden Bach, umgehst
 den Anfang der Schlucht des Chaudron und wenn du müde bist,
 rastest du in dem Dörferchen Songy, um von dort in das grüne
 Hügelland hinabzusteigen.

Du wählst diesen Weg. Zuweilen stehst du stille und wirfst
 einen Blick nach dem See, über dem jetzt die blendende Luft des
 Mittags schwebt, betrachtest die finstere, tannenbedeckte Krone des
 Kübli, welche das Blau des Himmels duftig und warm umweht,
 lauschest am Pont de Pierre dem Klängen und Singen des Ge-
 birgsbaches, hält den Bogen inne, welchen der Pfad beschreibt
 und siehst dich bald an der andern Seite der Schlucht. Vor dir
 liegt das stille, traumliche Dörferchen, wo du ruhen und dich an Milch
 und Brod erquicken willst. Vom Thale aus nicht sichtbar, ver-
 birgt es sich wie ein sicheres Nest im Schutz der Berge und Bäume.

Dem Stande der Sonne nach muß es etwa drei Uhr sein.
 Du verfolgst die holprige Gasse durch das Dörferchen und schlägst,
 als es hinter dir liegt, einen Pfad ein, der sich an der Front des
 Kübli hinzieht und herrliche Blicke über den See und das unten-
 liegende Hügelland gestattet. Hier, an der sonnigen Halde unter
 vereinzelten Tannen und Rothbuchen, pflückt du ein Sträußchen
 des tiefblauen Enzian, der neben dem Edelweiß und der Alpen-
 rose die vielgefeierte Blume der Schweiz ist. Maßliebchen,
 Schlüsselblumen, die schon halbverblühten hellgelben Primeln, deren
 eigentliche Heimath das Waadland zu sein scheint, winken dir,
 und im Wandern nimmst du die eine oder andere von ihnen mit,
 doch zertrittst und ohne Liebe, denn deine Blicke spähen sehnsüch-
 tig in das grüne Thal, als harre deiner dort ein schönes Ge-
 heimniß, das sich dir offenbaren muß, ehe die Nacht ihre Flügel
 über ihm ausbreitet. Und schon beginnt die Sonne sich allmählig
 zu senken, ein goldener Duft schwebt über den sieben Vorgebirgen
 am östlichen Ufer des Sees und in den Thälern, welche sie von
 einander trennen; die Linie des Jura tritt in matten Violett am
 Horizonte hervor, und das blendende Gesunkel der schneeigen
 Savoyergebirge weicht allgemach einem rosigen, milden Glanze.
 Zu deiner Linken taucht das Dorf Charney aus dichten Baum-
 gruppen auf, und unter ihm auf einem aus dem Thal aufsteigen-
 den Felsfelsen, dessen Abhänge Neben tragen und mit saftigem
 Grün bekleidet sind, liegt das alterzgraue Schloßchen Chätelar.

Indem du nun mit schnellerem Schritte hinabsteigst in den
 Garten des Genfersees, wird das Gras unter deinen Füßen
 weicher und dichter; herrliche Bäume breiten ihre Zweige über
 den Matten aus, und weiße, feste Wege durchziehen hin und her
 das grüne Terrain. Der Thurm des alten festen Schlosses
 Blonnaie steigt in der Abendsonne, nicht weit vom Fuß der Plejaden
 empor; dort und bei dem benachbarten Hauteville sind die Que-
 monen und bunten Primeln, von deren fabelhaften Fülle man
 dir so viel erzählt hat. Duer über die sanftwelligen Gründe
 schreitend, erreichst du jene Stätten schneller, als auf einem der
 genannten weißen Wege und viel Zeit darfst du nicht verlieren,
 denn die Sonne senkt sich tiefer über den Jura hinab, und durch
 die Kronen der Aepfelbäume, deren roth und weiße Knospen sich
 jede Stunde erschließen können, siehst du die Bergespigen dunkler
 glühen.

Der warme Hauch des Südens schwebt über diesen Matten,
 die Vögel gurren in den üppigen Zweigen, und dieser Duft! —
 Du gewahrst, daß du die Grenzen des Blumenlandes schon be-
 treten hast. In dichten, blauen Büscheln, kleine Hügel bildend,
 bilden die Weiden dir entgegen. Sie sind größer und von tie-
 fere Farbe, als in deiner Heimath, und du weißt nicht, wohin
 du deinen Fuß setzen sollst, um sie nicht zu zertröten. Zuweilen
 taucht eine Gruppe schneeweißer unter ihnen auf, kleiner und
 zarter von Gestalt, als die blauen. Auf einer Erhöhung am
 Stamm eines riesenhaften Nußbaumes leuchtet es roth und weiß,
 du eilst hinüber, und ein Ruf des Staunens entfährt deinen Lip-
 pen. Es sind Primeln, wie du sie nur in wohlgepflegten Gärten
 deines Vaterlandes gesehen hast; auf schlanken Stielen streben sie
 empor und betrachten „mit zärtlichem Gesicht“ die hellblauen
 Scyllen, welche hinter einem Beet Schlüsselblumen hervorsehen.

Violett, blau und purpurn schimmert es unter den Tannen,
 die sich nicht weit von den Wäldern des grünen Waldes von Blonnaie
 erheben; es sind die Blüthen des Perwanche, blühendes Winter-
 grün, und ein Heer von knospenreichen Narissen breitet sich vor
 deinen Augen aus; höher hinauf vermischen sich rothe und weiße
 Anemonen mit der blauen Perlyazinthe und einer unbeschreib-
 lich zarten Lilienart, deren Blätter weißgrünem Flor oder Libellen-
 stängel gleichen, und wo nur eine Spanne Raum bleibt, drän-
 gen sich Weiden und wieder Weiden hervor. Du atmest den
 Duft dieses Blumenflors, und deine Augen, an solchen Reich-
 thum nicht gewöhnt, tauchen wie bezaubert in die Farbenfülle.

Kaum hast du Zeit, einen Blick auf das alte, halbverwilt-
 terte Schloß zu werfen, doch du entdeckst, daß der südliche Theil
 erhalten ist, und an den Mauern unter den schmalen Fenstern,
 sowie an einer Reihe von Spalieren schimmern die rosigen Blü-
 then der Aprikose und des Pfirsichs, und rosenrothe Baumkronen
 schmücken den Garten über dem hohen Wall. Die Kastanienallee,
 welche in den tiefstgelegenen Burghof führt, steht schon in jungem
 Laube. Nun wendest du dich zur Rechten und eilst quer über den
 Fahrweg nach einer Wiese, die von traubenartigen, weißen und
 röhlich violetten Blüthen überjät ist, und kommt bei einer nied-
 rigen, halbverjüngten Mauer vorüber; ein blauer Schleier von
 Weiden überzieht sie, und auf grauem Gestein unter einer Pla-
 tanengruppe wuchert süß duftender brauner Goldack. Hier scheint
 das eigentliche Heimathland der Frühlingstunder aller Länder zu
 sein. Verpäteter weißer und lila Crocus, eine goldgelbe, wicken-
 artige Blume auf schlankem Stengel, Maßlieb, Ehrenpreis,
 Stiefmütterchen, hier findest du sie alle, und wer kennt die Namen
 derjenigen, die bescheiden versteckt im tiefen Graze blühen?

Eine Viertelmeile weit bist du etwa über den sammetweichen,
 smaragdgrünen Rasen gewandert, und der Weg ist kaum merklich
 bergan gestiegen. Die Bäume, welche bisher nur immer verein-
 zelt ihre breiten Zweige ausgebreitet hatten, um dem frischen
 Graze nicht zuviel Sonne zu entziehen, treten jetzt näher zusam-
 men und bilden ein schattiges Wäldchen. In einer Schlucht, durch
 die dein Weg sich hinzieht, plätschert ein silberheller Bach, und zu
 deiner Rechten blinkt dir das Wasser eines Teiches entgegen.
 Wer ihn einmal gesehen und unter den Platanen und Kastan-
 nien an seinem Rande gerastet und geträumt hat, wird ihn nie

vergessen. Es ist ein stilles geheimnißvolles Wasser, klar, aber zu
 tief, als daß dein Auge bis auf den Grund bringen könnte. Er
 ist einsam und dunkel wie der Teich, an dem Benau seine Schilf-
 lieder gesungen hat, und das Lüftchen, welches die Blätter über
 seinem Spiegel regt, flüstert von der Heimath und den Lieben,
 die du dort zurücklassen mußt.

Ueber die lieblichen Fluren von Hauteville, deren Grenze an
 dem Teich beginnt, senkt sich die feuchte, warme Dämmerung des
 Frühlingsabends herab. Aus Busch und Wiesen steigen be-
 rauschende, süße Düfte auf; die Region der Weiden ist dir zur
 Seite auf dem Wege nach dem Hause, das in der Fremde deine
 Heimath geworden ist, das Haus Haute-Rive in Montreux. Wie
 eine Festung liegt es hoch am Ufer des schönen Sees, und die
 schattigen Terrassen seines reizenden Gartens gewähren einen
 wundervollen Rundblick über die ganze Herrlichkeit der Gegend.

Die Bergweiden drüben am sajonischen Ufer sind schon in
 Dunkel gehüllt; ihr Mittelpunkt, der Gramont, steigt wie der
 gigantische Giebel eines kolossalen Hauses aus dem See auf, und
 über dem schön geschwungenen, sich scharf vom Horizont abheben-
 den Felsenvorsprung von La Meillerie steht der Abendstern. Auf
 den Matten der Schweizeralpen blinkt noch hier und dort ein
 Fenster, schimmert die helle Wand eines Häuschens aus dem Grün
 hervor, bis Farben und Umrisse verschwimmen und sich nur noch
 in Hauptmassen abheben. Da zieht ein fremder, wunderbarer
 Schein deine Augen an. Ueber der stahlblauen Fluth der Bucht
 von Chillon, jenseits der Rhone, erhebt sich in zauberischem Glanze
 die Königin der Berge. Ein rosiges Schleier überzieht ihre schnee-
 weiße Gestalt; duftig und klar läßt er die ganze imposante und
 doch so feine Schönheit ihrer Formen bis in die kleinsten Linien
 erkennen. Eine Wolke, rosenroth wie der Schleier, ruht anmuthig
 auf der breitesten Terrasse der stolzen Front. So steht sie schön
 und stumm in dem dunkeln, großen Panorama, während die
 Menschenkinder aus dem Thal und von den Bergen dankbar und
 bewundernd zu ihr aufblicken — dankbar, weil sie noch einmal
 und tausendfach schön sich zeigte, ehe es Nacht um sie wurde.

Ueber populäre Medicin.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir jetzt die Hauptrepräsentanten unserer alkoholischen Getränke, das Bier, den Branntwein und den Wein etwas näher.

Die Biere unterscheidet man nach ihrer Stärke, d. h. ihrem Gehalte an Alkohol, und nach ihrer Schwere, d. h. ihrem Gehalte an nährendem Malzextracte, Gummi und Zucker. Zu jenen, die bis 8 Procent Alkohol enthalten, gehören namentlich die englischen, Pale Ale, London Ale, London Porter, Backlay doppel Porter, und von deutschen Bieren Münchner Zacherl, Münchner Hofbräu, Salvator und Braunschweiger Vork mit etwa 5 Procent Alkohol. Zu den schweren zählt man London Ale, Burton Ale, Braunschweiger Süßbier, Prager Stadtbier von Labutka, Münchner Zacherl, und vor allen andern die süße Braunschweiger Mumme, welche 39 Procent Malzextract und nur 1 Procent Alkohol enthält, also überaus nahrhaft ist, ohne aufzuregen. Die Farbe der Biere gibt gar keinen Maßstab für den größeren oder geringeren Gehalt an Malzextract, da dieselbe (gelb, bernsteingelb, Madeira-bräunlich, braun bis braunschwarz) lediglich vom Darren des Malzes (Luftmalz, Darmal, Farbmalz) abhängt, nicht selten auch geradezu durch Farbstoffe bewirkt wird. Nach dem Geschmack theilt man die Biere in süße und bittere, was durch den Hopfen bedingt wird. Die süßen, nichtgehopften, obergährigen, bekommen allen denen gut, welche kräftiger, leicht verdaulicher Nahrung bedürfen, die mager, abgezehrt sind oder sich nach schwerer Krankheit erholen, den Bleichsüchtigen, Schwindsüchtigen, den Ammen u. s. w. Hierher gehören die Braunschweiger Mumme, das süße Braumbier, das Roggenbier, das Biberbier und die verschieden verdünnten Malzextracte. Vom Berliner Weißbier läßt sich die Zuträglichkeit für Schwächliche nicht so unbedingt behaupten, da es, wie der Champagner, in verschiednen Sorten gebraut wird und durch kürzere oder längere Lagerung, weitere Behandlung von Seiten der Bierfässer und auch Zugabe von Spirit, Rum, Citronenliqueur, auch wohl Kalk, bedeutende Veränderungen erleidet. Thatsache aber ist es, daß eine gute, milde Weiße in manchen erschöpfenden Krankheiten, z. B. in der Cholera, im gastrischen und typhösen Fieber, mitunter auch im rheumatischen Fieber oder im Stadium stärkster Transpiration den verschmachteten Kranken überraschende Hilfe und Erleichterung gebracht hat, indem sie zugleich durstlöschend, nährend und belebend wirkte. Dem säuerlichen Weißbier reihen sich an die Leipziger Gose, der Hannoverer Broihahn (1826 von Kurt Broihahn zuerst gebraut) und das Koffentbier (verborbener Name aus Conventbier, einem dünnen Nachbier, welches die Laienbrüder erhielten, nachdem für die ehrwürdigen Patres das starke Patersbier abgebraut war).

Die nicht gehopften Weiß- und Süßbiere sind wesentlich Bersärfungen nicht ausgekelt; wie schon oben bemerkt, wird ihnen mitunter Spirit oder Rum zugesetzt, um ihnen eine künstliche Stärke zu geben, oder Kalk und Soda, um namentlich im Sommer die freie Essigsäure zu neutralisiren. Viel gefährlicher sind dagegen die Stoffe, welche in unreeller Absicht dem Bitterbier zugesetzt werden, theils um den theuren Hopfen zu sparen, theils um sie durch narkotische Mittel betäubender und scheinbar stärker zu machen, theils um durch färbende für Unkundige das Ansehen eines schweren, kräftigen Malzextractes zu erzeugen. Zu diesen Zwecken wird nicht nur Zuckercouleur, geröstete Eichorie, Pfeffer, Buchsbaum, bittere Flechte, Fichtenspresse, Enzian, Bitterklee, Quassia, Coloquinte, Koriander, Thymian und Ingwer, sondern auch Guajak, Bifenfrant, Kodelskorn, Tammelsch, Stechpalme, Pikrinsäure, Strychnin und ähnliche Gift hinzugesetzt, dessen Erkennung durch die Chemie nicht immer so leicht ist. Zu richtiger Erkennung des immensen Einflusses, welchen gerade das Bitterbier auf Leben und Gesundheit der ganzen Bevölkerung ausübt, hat die bairische Regierung schon seit langer Zeit eine äußerst strenge, nachahmungswürdige Controle des Bieres eingeführt. — Die Wirkungen der Bitterbiere werden begreiflicher Weise nach ihrem Gehalte an Hopfen, Malzextract, Zucker, Alkohol und Kohlenäure einigermassen variiren, im Allgemeinen bemerkt man aber nach dem mäßigen Genuße eines mittelstarken, sachgemäß und reell gebrauten, gut abgelagerten und nicht zu kalten Bieres folgende Gesamtwirkung. Der Appetit wird gefördert, Wärme und Kraftgefühl des Körpers gesteigert, das Herz pulst schneller und kräftiger, das Nervensystem wird angeregt, das Gefühl der Ermüdung schwindet, und an Stelle der trüben Ge-

danken, der Grillen und Sorgen tritt eine heitere Gemüthsstimmung ein, die Hautthätigkeit wird gesteigert, das Blut vermehrt sich stärker, besonders wenn daneben Fleischkost verzehrt wird, die Organe sowie der ganze Umfang des Körpers nehmen zu, der Körper wird fettreicher. Deshalb müssen die schweren und starken Biere bei Vollblütigkeit, Blutandrang nach Kopf und Lungen, bei Francht und Anlage zur Corpulenz gemieden werden.

Die Brauntweine, zu denen wir einfache und doppelte, mit den verschiedenen Gewürzen und Kräutern destillierte Aquavite, Cognac, Arrac, Rum, Katarfia, Liqueure, Crèmes u. i. w. zählen, enthalten 30 bis über 50 Procent Alkohol, aber keine Kohlensäure. Sie entwickeln sich zwar auch bei der Gährung der Maische, wird aber durch das nachfolgende Destilliren (Brennen) vollständig verflüchtigt. Demnach sind diese Getränke weniger durstlöschend, als excitirend, erziehend, Blut und Nerven mächtig aufregend und Verdauung befördernd. Sie können daher, wenn sie in reinster Qualität dargestellt und mit arzneilichen Stoffen, wie Pommeranzencruct, Kümmelöl, Anis, Enzian und dergl. verestet sind, bei Inbigestioni nach schwerverdaulichen Speisen mit Nutzen ausnahmsweise gebraucht werden. Die große Schädlichkeit ihres gewohnheitsgemäßen Gebrauches wird einertheils durch die hohen Alkoholgehalt bedingt, andertheils durch das bei der Gährung der Getreide und namentlich der Kartoffeln sich entwickelnde giftige Fuselöl. Wenn letzteres durch mehrfache Rectification über Kohlen für feinere Sorten größtentheils entfernt wird, so ist der Proceß doch zu unständlich und kostspielig, als daß er für die billigen Brauntweine, die der gemeine Mann trinkt, Anwendung fände. Dazu kommen fast immer noch andere, theils zufällig, theils absichtlich beigemengte Gifte. Ziemlich unschuldig sind noch die meisten Saucen, welche jeder Brenner und Destillateur, um Farbe und Geruch zu erzielen, dem Brauntweine beimischt; aber viel folgenschwerer ist, daß Kupfer, Blei und Zink fast immer von den Destillirröhren und Gefäßen sich ablöst. Kupfervitriol wird häufig dem Absynth, den Brunen, Drangettes und Chinois zugefügt, um sie grünlich zu färben, Arsenik zur schnelleren und billigeren Herstellung des Fuselgeruches, Blausäure um Persico herzustellen, freie Schwefelsäure zur Erzeugung des Aethergeruchs und um jenes Perlen zu bewirken, welches man für ein Zeichen guten reinen Brauntweins hält, endlich vielerlei Pflanzenstoffe, um die Schärfe und betäubende Wirkung zu erzielen, z. B. spanischer Pfeffer, Berrtramwurzel, Seidelbast, Ingwer, Stechapfel, Taumelholz und wohl noch Schlimmeres. Unheimlich kommt uns wenigstens das Elixir of Celerie vor, die grande Chartreuse verte, der Crème de Vanille, Kofoglio und ähnliche. Die tollste Composition dieser Art wurde für Rundsicht-Sing aus allen möglichen Fleischbrühen (ausgenommen Rindfleisch) unter Zusatz von Weichsel, Opium und den schärfsten Pflanzenstoffen gebraucht. Der Baron Hügel, welcher „das Teufelsgetränk gekostet, das angenehm genug schmeckt“, bekennt doch, daß nach anfänglicher Aufregung sein Geist den ganzen nächsten Tag tief herabgestimmt war. Doch das sind Extravaganzen Einzelner, für welche auch der Einzelne bißen mag. Hier haben wir mehr die allgemeine Calamität im Auge, welche durch den billigen fuselvergifteten Brauntwein herbeigeführt wird, und was deren Abhilfe betrifft, so scheint uns Arbeit, lohnende Arbeit vor Allem die Lösung sein zu müssen; man beschäftige die Massen und helfe für gesunde Nahrung und Wohnung, sowie für zureichende Kleidung. Man befördere gesellige Freuden durch belehrende und unterhaltende Vereine, an welchen die Gebildeten und Wohlhabenden ohne Bräuderie Theil nehmen müssen. Zugleich aber sorge man für ein gutes und billiges Bitterbier und verlange nicht, daß der Arbeiter auf jeden frühlichen Lebensgenuss verzichte. Man befördere an Stelle des Kartoffelbaues die Cultur der Hülsenfrüchte, des Getreides, Hopfens, der Obstzucht (Apfelwein) und der Rebe, hebe die Fleischproduction und führe die vernünftigeren englischen Fleischpreise ein. Denn der Bemittelte ist bei uns kein gutes Fleisch noch zu billig und zwar auf Kosten des Armen, welcher sein schlechteres viel zu theuer bezahlt. Manche dieser Punkte können ihre Erledigung allerdings nur durch Verwaltungsmaßregeln finden, aber andere lassen sich auch in kleineren Kreisen von wohlwollenden Gutsherrschaften ausführen und deshalb seien sie hier angedeutet.

Der Wein enthält außer Wasser, Weinäther, Zucker, Farbstoff, Gerbsäure, Eßig-, Aepfel- und Weinsäure vornehmlich Alkohol, und zwar die stärksten Sorten wie Portwein, Madeira etwa 20 Procent, guter Rheinwein 8 bis 13 Procent, Mosel 8 bis 11, und leichte Landweine, Grüneberger und dergl. höchstens 8 Procent. Also ist 50gradiger Brauntwein 2 1/2 mal stärker, als der stärkste Wein und 6 mal so stark, als der schwächste. Hervorzuheben ist, daß der Wein niemals Fuselöl enthält, und daß aus seinem Alkoholgehalte nicht so leicht gesundheitschädliche Wirkungen entstehen. Mäßig genossen befördert er, wie das Bier, die Verdauung, erhöht den Appetit, beschleunigt die Herzthätigkeit und wirkt belebend auf den Geist, erheitert auf das Gemüth.

Zu Heilzwecken könnte der Wein wohl eine noch größere Verwendung, als bisher finden, zumal wir in den verschiedenen Sorten eine reichliche Auswahl nach jeder Richtung hin haben. Im Allgemeinen gibt man ihn überall da, wo die Thätigkeit des Nerven- und Blutlebens gehoben und gekräftigt werden soll, beim Typhus, den Pocken, bei starker Eiterung nach Verwundungen, z. B. in Kriegslazarethen, beim Brand, beim Faulfieber, nach starken Blutverlusten, bei Schwäche der Muskeln u. i. w. Besonders ist nervenschwachen Personen der mäßige aber consequente Gebrauch eines guten kräftigen Rheinweines nützlich, als viele Arzneien; ebenso paßt ein guter Ungar- oder Cap-Wein für das hohe Alter. Nur bei Kindern erfordert seine Anwendung große Vorsicht, denn in keinem andern Lebensalter ist der Saftstrom nach dem Gehirn und die Empfindlichkeit dieses Organes so bedeutend. Aber nur zu häufig sieht man hier von Laien die größten folgenschwersten Fehler begehen, indem sie schwächlichen Kindern, welche schon stark am Fehrfieber leiden, noch Tofaywein „zur Stärkung“ geben und zwar nach der populären Devise, welche wir schon bei Auswahl der Seebäder getadelt haben: „Niel hilft viel“ nicht etwa zu 4—8 Tropfen, sondern gleich Theelöffelweise. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn das Kind vor innerer Hitze rothe Wangen und glänzende Augen bekommt und schließlich dem beschleunigten Tode entgegen eilt. [2787]

(Schluß folgt.)

Frühlingsgespräche.

Keine Dichtung!

„Jo!“ krächzte der Staar, „jetzt gibt's bald Raupen,“ und sprang mit einem Bein auf seinem Nestkasten umher, der im Garten hoch zwischen starken Baumzweigen angebracht war. „Frau!“ rief er seiner ebenso schwarzen Gemahlin zu, „puß' dir die Federn! Wir ziehen bald wieder in den Wald hinaus und brauchen uns dann nicht den ganzen Teint zu verderben zwischen den rauchenden Schornsteinen.“

„Darf ich?“ sagte das Gänseblümchen und steckte den gelben Kopf mit dem rosa-weißen Blättleinfranz aus dem dunklen Erdreich in die milde Frühlingsluft.

„Tuchel!“ riefen die Spazierer und sprangen auf einander zu und zankten sich vor Vergnügen mehr, denn je. „Jetzt ist die Hungerzeit vorbei; jetzt wollen wir uns nach Herzenslust beißen und raufen.“

„Ich möchte etwas recht Kräftiges essen, etwa drei Ameisen,“ äußerte sich der Fink zu seiner sehr lebendig umherschauenden Gemahlin, „es ist Zeit, daß ich etwas für meine Stimme thue, denn der Gesangverein wird mich bald brauchen.“

„Hast Du schon die Zeitung gelesen, Papa?“ jubelte die vierzehnjährige Tochter dem Vater entgegen. „Auf dem Sonnenhügel sind bereits drei blühende Erdbeeren gefunden worden!“

„Ich muß doch daran denken,“ flocht die kluge Gattin ein, „die Frühjahrshüte anzusehen; wenn man wartet, ist für theures Geld nur Ausgemustertes da.“

„Es ist doch merkwürdig,“ ließ die älteste Tochter, die einen Gang zum Philosophiren hatte, sich vernehmen, „welchen Einfluß der Winter selbst auf verschlossene Gegenstände ausübt. Als ich meinen Sonnenschirm im Herbst einpackte, war er noch hübsch und frisch und jetzt scheint er mir sehr gelitten zu haben und ganz verblühen.“

Der Knabe im Nachbarhause probirte seine weißen Hosen an und fand die Befestigung des physikalischen Sakes, daß die Kälte zusammenzieht, denn seine höchst geschätzten Pantalons waren ihm bedeutend kürzer geworden.

Die armen Kinder in den rasselnden, steinernen Straßen rieben sich die Hände und sprachen sich freudig zu: „Jetzt gibt's bald Weichen; dann verdiene ich manchen Tag drei Groschen.“

„Ich vier“ — „Ich fünf,“ ertönte es aus dem Munde der armen Wirtchen.

„Eigenthümlich,“ meditrte der Student mit sich; „der Winterüberzieher mag gestern noch so gut ausgesehen haben, steht heute die Frühlingssonne am Himmel, sofort sind die Nähte und die Knöpflöcher in unangenehmer Weise sichtbar, und die Wermel unten rattenfah.“

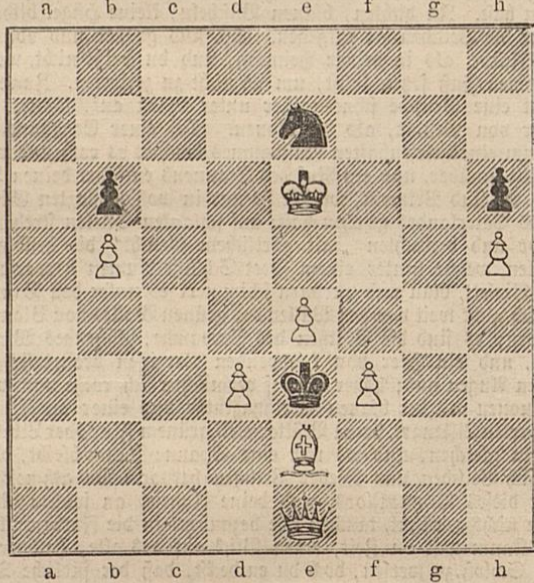
Da kam der Nordwind... „Ihr seid Alle dumme Geschöpfe,“ rief er wild und schüttelte Schnee herunter, daß er fast einen halben Fuß hoch lag — und still saßen Staar und Spaz und froren; der Herr Nabe drückte sich einfüßig an den Schornstein; der Fink ließ den Gesangverein Gesangverein sein; die junge Tochter hatte ein dickes wollenes Kleid an; die Mutter einen Shawl um den Hals, denn sie hustete; die älteste Tochter philosophirte über den Nutzen der gefütterten Stiefel; der Knabe gegenüber lag zu Bette und mußte schwitzen; die armen Kinder schlichen zitternd durch die Straßen, und des Studentens Winterrock war voll blühender Wolle wie mitten im Winter... [2788]

Rosenthal-Bonin.

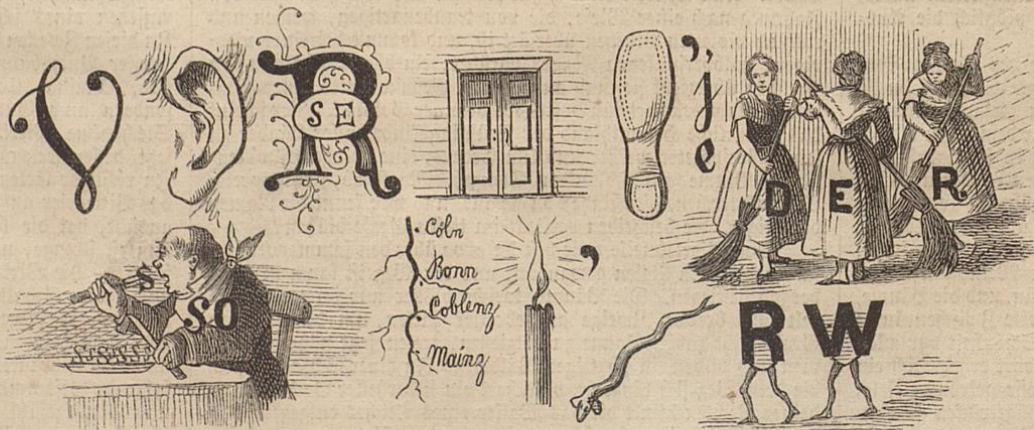
Schach-Aufgabe. Nr. IV.

Der Schild.

Schwarz.



Rebus.



Räthsel.

Ob im Unglück oder Glück,
Niemand hält mich je zurück.
Niemand wartet je auf mich.
Aber mich und meine Schwestern
Magst du loben oder lästern;
Leberleben werd' ich dich.

Auflösung des Räthfels Seite 122.

„Joi“.

Auflösung des Rebus Seite 122.

Sympathie bildet die Freundschaft, Rechtfchaffenheit erhält sie.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. III, Seite 122.

- | | | | |
|----------------|--|----------------------|--|
| Weiße. | | Schwarz. | |
| 1) Tc 2 — e 1 | | K e 4 — d 5 oder f 5 | |
| 2) e 3 — e 4 + | | K — e 4: | |
| 3) T c 1 — e 1 | | K e 4 — d 5 oder f 5 | |
| 4) e 2 — e 4 + | | | |

Correspondenz.

Mr. G. Fanchon betreffend. Nach wiederholter genauer Prüfung der Beschreibung haben wir dieselbe abermals durchaus fehlerlos befunden; müssen demnach jedenfalls schon vor der 72. Tour irgend einen Preis gemacht haben, wahrscheinlich in der 71. Tour, in welcher ein Abnehmer beginnt.

W. v. Z. in Fr. a. M. Bedienen Sie sich des Stärkezahnpulvers an St. Ruhe, Osterode am Harz.

Randmäddchen. Sie können zum Kragen dieselbe Spitze wählen wie zu Nerneln. Reichen Sie dieselbe an einer Längenseite ein wenig in den ten und verbinden Sie sie dazwischen mit einem schmalen Zwischens Point-lace-Stückchen eignet sich nicht recht zum Schleier.

A. N. in M. Ja!

Abonnetin im Norden. Vielleicht wählen Sie einen der zu den Wohnungen Nr. 32 und 33 auf Seite 25 d. Jahrg. gehörigen Schmitte.

L. S. Wenden Sie sich an die Färberei von Schwindh, Berlin, Friedrichstraße 2.

G. S. in K. Wir werden in nächster Zeit Ihren Wunsch erfüllen.

W. L. in K. Richten Sie Ihre Anfrage an das Schuh- und Stiefelgeschäft von Manago, Berlin, Französischestr. 50.

G. D. W. in G., Vergleichen Sie am Okerstrand und Trofen der Grenze. Ihr Wunsch vereint sich nicht mit dem allgemeinen Interesse. Aber jedes Tapferheitsgeschicht wird Ihnen ein solches Dessin liefern können, falls diesfalls schon vor der 72. Tour irgend einen Preis gemacht haben, wahrscheinlich in der 71. Tour, in welcher ein Abnehmer beginnt.

Die dankbare Polin in A. Sie finden Bekleidungen zu Toiletten unter Abbildung Nr. 23 auf Seite 46, 17 auf Seite 45, 19 auf Seite 1 und 51 auf Seite 256 des Bazar 1870.

v. R.-D., N. bei G. Stellen Sie das Kleid nach einem der Ansätze Seite 78 und 79 d. Jahrg. her und garniren Sie es mit demselben Blumen im Verborgenen. Dazwischen lassen sich weder färbend, noch schen. Sie können sowohl einen Pailetot aus Sammet als auch aus Grain wählen.

G. B. in G. Man trägt schwarzen Grosgrain mehr, als Atlas. Erster ist auch hübscher zum Promenadenanzug, als Noire antique.

L. N. Sie finden ein hübsches Lambrequin auf Seite 317 des Bazar Abbildung Nr. 25.

Pola. Mull eignet sich besser, als Biasé, doch können Sie auch Letzteren wählen und eine frische, weiße Blume im Haar tragen.

C. S. B. in Ungarn. Wir lehrten den Hüftschütz auf Seite 283 des Bazar 1867. Eine nähere Anleitung über Ausführung der Hüftschütz rei nächsten.

A. S. in G. Fertigen Sie aus den Tuchstücken einen Teppich, wie Abbildung Nr. 21 auf Seite 55 oder Abbildung Nr. 19 auf Seite 278 des Bazar 1868.

Abonnetin in W. Vielleicht wählen Sie zum Zusammenlegen der Ze das Carreau Abbildung Nr. 12 auf Seite 90 des Bazar 1870.

Abonnetin in G. und G. B. bei G. Sie finden Anzüge mit Taub in reicher Auswahl auf Seite 110 und 111 d. Jahrg.

Dreizehnjährige. Strickdessins zu Strumpfbindern zeigen die Abbildung Nr. 3—12 auf Seite 262 des Bazar 1868. Eine Schreibmappe nähert Abonnetin in Böhmen. Man trägt sowohl gestreifte, als einfarbige Gedankenleider. Für die Promenade werden kurze Kleider voranzustellen noch lange modern bleiben.

C. L. in W. Wir brachten einen Diensthirt auf Seite 386 des Bazar mit Abbildung Nr. 44. Ein Apocallix können Sie tragen. Nachhaken für Damen zeigen die Abbildungen Nr. 38 und 39 auf Seite 288 und 287 des Bazar 1870.

F. W. in B. in G. Richten Sie das Kleid nach einem der von uns auf Seite 110 und 111 gegebenen Promenadenanzüge, den Pailetot nach dem auf Seite 94 und 95 d. Jahrg. gegebenen Pailetots her.

Abonnetin in N. Ein recht wirksames Hausmittel gegen Magenbeschwerden ist der tägliche Gebrauch von tohlensauren Magensaften. Am angenehmsten ist dieses Mittel in Pastillenform, wie es z. B. von Dr. D. Schmidt Stettin in den Handel gebracht wird, zu nehmen. Wir rathen Ihnen, auf jeden Fall Ihren Arzt zu Rathe zu ziehen, da immerhin Urache des Magenkrampfes zu ermitteln nöthig ist.

Rathsuchende in Gm. Pottasche (kohlenaurer Kali) und übermanganhaltige Kali sind zwei ganz verschiedene Dinge, beide Salze lösen sich leicht in kaltem Wasser auf; unter dem Namen „Rifone“ wird eine parmirte, concentrirte Pottaschelösung für unreinen Teint verkauft. Frankreich wird auch verdünnte Lösung von übermanganhaltigem Kali Wasch- und Teintmittel empfohlen, über seine Wirksamkeit hierfür bei wir keine Erfahrungen, indeß kann dasselbe bei einer zur Pustelbildung geneigten Gesichtshaut und bei jenen unregelmäßigen braunen Fleckflecken, die ihren Ursprung mikroskopischen Pilzen verdanken, wohl guter Wirkung sein. — Die Bildung des sogenannten Weinsteinens (Malum) kann man durch tägliches Putzen der Gläser mit venetianischer Seife zu verhindern suchen, er einmal vorhanden, so soll ihn nur der Seife entfernt, dabei seinem Fortschreiten gar leicht auch der Zahnschmelz entfernt wird.

G. in G. Wir empfehlen Ihnen die Dessins Nr. 35 und 9 auf dem zu Seite 53—60 des Bazar angeführigen Supplemente.

M. D. in D. Ja. Sie können die erwähnte Spitze wählen.

Irma K. in G. Wenden Sie sich an das Schuh- und Stiefelgeschäft von Manago, Berlin, Französischestr. 57.

B. M. in G. und Abonnetin in N. W. Wünsche sollen so bald als möglich erfüllt werden.

Stille Eugenie. Hübsche Dessins zum Ziehen von Filet brachten wir mit Nr. 13 auf dem zu Seite 73—80 gebrüngen Supplemente des Bazar 1870 und mit den Abbildungen Nr. 14, 24, 40 und 41 auf dem zu Seite 316—322 des Bazar 1869 gebrüngen Supplemente.

Abonnetin in N. Sie können jeden beliebigen eleganten Hut, auch Strohhut, wählen.

L. W. Liffabon. Richten Sie den Rock nach dem zum 16. Theil verkleinerten Schnittzeilen, Nr. 15 bis 35 auf dem zu Seite 107—114 gebrüngen Supplemente d. Jahrg. her.